

1836—1839.

Der Winter 1835/36 verging trübe; ein jeder musste suchen, sich mit dem grossen erlittenen Verlust vertraut zu machen. In Felix setzte sich die verschlossene, beinahe verzweifelte Stimmung so fest, dass es bei Fanny zur lebendigsten Ueberzeugung wurde, es müsse wirklich für ihn ein neues Leben anfangen, er müsse heirathen. Sie besprach es mit Felix und entnahm zu ihrer innigen Freude aus dessen Aeusserung „er wolle sich nächsten Sommer am Rhein umsehen“, dass es wohl nicht so ganz in's Ungewisse hinein nöthig sein werde, sich umzusehen. — Was hätte ihn sonst bewogen, gerade am Rhein zu suchen? — Wir werden sehen, wie glücklich er suchte und fand.

Aus dem Anfang 1836 (31. Januar) sei hier wieder ein Brief von Fanny an Klingemann mitgetheilt:

„Ich will den Brief an Sie anfangen, damit er angefangen sei, und ich ihn dann gelegentlich weiter schreiben und gelegentlich abschicken könne. Die Korrespondenz mit Ihnen ist so erfreulicher Art, dass sie die einzige ist, die ich fortsetze, und willentlich gewiss nicht in's Stocken gerathen lassen werde. Denn schriftlich, wie im Leben liebe ich solchen Umgang, vor dem man sich auch einmal *maussade* und maulfaul zeigen darf, ohne dass der Andere gleich Absicht oder Beleidigung darin sieht. Man muss auch einmal einen Brief schreiben dürfen, in dem nichts steht, als „guten Tag, antworten

Sie bald.“ Und das darf ich ja hier. Viel mehr steht mir wahrhaftig heut nicht zu Gebot. —

4ten Februar. Es ist sehr wahr, was Sie über ein neues Jahr und über Zeitabschnitte schreiben. Es ist uns diesmal ähnlich ergangen, und wenigstens der Ausgang Januar hat uns doch ein ganz anderes Gesicht gezeigt, als das Ende des vorigen Jahres; man fühlt sich unwillkürlich einer Bürde los, indem man eine Jahreszahl für immer ablegt, die wechselvolle Tage einschloss. Es ist ein Vorurtheil, eine Einbildung, wenn wir aber alles Eingebildete mit den Jahren ablegen wollten, da ginge gar zu viel Wahres, Wirkliches, mit. — Wir haben das Musikmachen zuerst wieder an den Paulus geknüpft, von dem uns Felix zu Weihnachten einige Nummern hier liess, welche wir gestern an seinem Geburtstage mit wenigen auserwählten Personen gesungen haben. Wir haben grosse Freude daran, und zum Wenigsten das Bewusstsein, dass Vater noch dieses Genusses theilhaftig geworden, indem die kleine Woringen'sche Gesellschaft Mehreres daraus, leider nach unserer Abreise von Düsseldorf, höchst vortrefflich gesungen haben soll. Vater hatte grosse Freude daran, und fand namentlich die Predigt Stephani mit den folgenden Musikstücken ganz neu. Es ist merkwürdig, und Felix und ich haben oft mit Verwunderung bemerkt, wie man, ohne eigentliche technische Kenntnisse der Sache, ein so scharfes und oft so unwiderleglich richtiges Urtheil haben konnte, wie Vater in der Musik. Er selbst beklagte sich oft, namentlich in der letzten Zeit, dass ihm kein Talent zu Theil geworden sei, aber das war, wie ich glaube, das hervorstechend Charakteristische in ihm, dass alle Fähigkeiten, wie auch alle Organe des Schädels in der schönsten, reinsten Harmonie gleichmässig entwickelt waren, woraus eine Uebereinstimmung des Gefühls mit der Ansicht, und beider mit dem Handeln entstand, wie man es wohl nicht leicht wieder finden möchte. Er bildete recht eigentlich den Mittelpunkt für uns alle, und nur zu schmerzlich vermissen wir ihn. In tausend Kleinigkeiten fühlt man seine Abwesenheit, und muss sich erst konstruiren, wie das anders geworden wäre, wenn er lebte. Das Zusammenleben meiner Mutter und Schwester

gestaltet sich übrigens zu Beider Ehre, wie das nicht anders zu erwarten war, und ich kann namentlich auch meinen Schwager Dirichlet in dieser Beziehung nicht genug loben. Paul versieht als sorgsamer Hausvater die Interessen der Familie, und ich glaube, wenn Vater zurücksehen kann auf die Seinigen, so wird er nicht unzufrieden sein mit der Art, wie sein Haus geführt wird. Hensel arbeitet jetzt fleissig an seinem Bilde, von dem Sie sich der ersten Zeichnung erinnern werden (Auszug der Israeliten aus Aegypten, Mirjam an der Spitze), die Farbenskizze hatte er mir zu meinem Geburtstage geschenkt, und sie war des Letzte, was Vater genau und mit Antheil sah, sehr davon erfreut war, und nur einige Bemerkungen darüber machte, die Hensel noch alle benutzt hat. Das Bild wird, glaube ich, sehr schön werden.

8 ten Februar. Mein Brief fängt an, Methusalem's Alter zu erreichen, und ich muss nachgerade daran denken, ihn gar hinaus zu schreiben. — Führen Sie nur Ihren Vorsatz aus, Pfingsten zum Musikfest zu kommen, Sie werden sich und Felix eine grosse Freude damit bereiten. Ein solcher rheinischer Pfingsttag kann einen mit so manchem in Deutschland versöhnen. Leider wird diese Freude wohl zu den unerreichbaren für mich gehören; dafür waren wir neulich einmal wieder in der Singakademie und haben zu unserem Aerger und Skandal Israel in Aegypten aufführen hören. Wie dies Institut auf den Hund gekommen, davon hat Niemand einen Begriff, leider auch fast Niemand im Publikum, denn meine Berliner „haben ein härter Angesicht denn ein Fels, und wollen sich nicht bekehren.“ Es wäre auch wirklich nur wegen einer Kleinigkeit, die man Pflicht und Gewissen nennt, wenn der Direktor der Akademie sich Mühe geben wollte, denn dass seine Aufführungen anders sind, als die der Passion durch Felix, das wissen hier nur Wenige. Ueberhaupt habe ich jetzt (und Hensel nicht weniger) einen Dégoût vor Berlin, der sich schwer beschreiben lässt. Wer hier nicht die Zufriedenheit in sich und seiner Familie findet, ist verloren. Um sich herum darf man gar nicht sehen, da sieht man Nichts als eine trostlose Oede in Politik, Kunst und Natur. Und Preussen, das einst nach dem

Ruhm strebte, an der Spitze der Civilisation zu stehen, nimmt jetzt Massregeln, die man in Oesterreich anfängt zu vergessen. Sie werden von der Unterdrückung der französischen Zeitungen, von dem Verbot gewissen Papierhandels, von dem Interdikt gegen die jungen Schriftsteller gehört haben. Andere, ganz tolle Massregeln stehen bevor. Und bei dem allen herrscht eine gewisse *lâche* Billigkeit, wodurch sie sich um den ganzen beabsichtigten Erfolg bringen. So sind die Zeitungen bis zum ersten April erlaubt, — so lange die Abonnements laufen. Einstweilen werden die Verbote nun in Paris bekannt, sie schütten ihren ganzen Spott über uns aus, und das wird alles noch gelesen. Allgemein ist man der Meinung, dass das Verbot garnicht in Kraft treten wird.

Hier macht jetzt ein polnischer Jude Aufsehen, der auf einem Instrument, das aus einigen Strohbindeln und Holzstäben besteht, eine fabelhafte Virtuosität besitzen soll. Ich würde es nicht glauben, hätte es nicht Felix geschrieben. Gesehen habe ich ihn und kann versichern, dass er ein ungemein schöner Mensch ist. Er kokettirt mit strengem Judenthum in Kleidung und Lebensart, und macht Glück bei Hof damit. Ich könnte Ihnen darüber eine sehr passende jüdische Redensart schreiben, wenn Sie sie nur verständen.

12 ten Februar. Ich habe das Phänomen gehört, und versichere Sie, ohne so entzückt davon zu sein, wie Manche, dass er alle Virtuosität auf den Kopf stellt, denn er macht auf seinen Holzstäben, welche mit Holzstäben geschlagen werden und auf einem Strohlager liegen, was nur auf dem vollendetsten Instrument möglich ist. Wie mit solchem Material der geringe Ton, den das Ding von sich giebt, und der dem der Papagenoflöte am nächsten kommt, erzeugt werden kann, ist mir noch ein Räthsel. Sehr politisch lässt er es vor den Augen des Publikums zurechtlegen, scheint überhaupt ein Fuchs erster Klasse zu sein. Ich mache Sie auf besagten Gusikow aufmerksam, wenn er nach London kommt. Es ist nur eine Stimme unter uns, dass Vater sich höchlich für ihn interessirt haben würde, hätte er ihn gehört.

Der Minister Altenstein hat sich sehr über die Zeichnung

gefremt, die Hensel von der Austin gemacht hat; er verehrt sie hoch und sagt, sie sei die einzige Person, die ihn jemals verstanden, was Sie, der Sie ihn nicht kennen, nur halb so komisch finden können, als es wirklich ist. — Es ist aber Zeit, diesen endlosen Brief zu schliessen, ich sollte bedenken, dass in London, die langen Zeitungen und die weiten Wege wohl-erwogen, der Tag einige Stunden weniger hat, als anderswo. — Ich bitte, schreiben Sie mir doch ein wenig Politik. Unsere Zeitungen sind so dumm, dass man weniger als nichts daraus erfährt. Ich glaube, Jemand, der acht Jahre in London war, verliert gänzlich die Anschauung von so einem Dinge, wie die Spiker'sche Zeitung hier ist. Karäibisch! —

Felix hatte im Winter 1835/36 den Paulus beendet, und derselbe kam auf dem Düsseldorfer Musikfest Pflingsten 1836 zur ersten Aufführung. Ursprünglich wollten nur sein Bruder Paul und dessen Frau reisen. Im letzten Augenblick entschloss sich Fanny, dieselben zu begleiten. Die dringenden Bitten der Woringen'schen Familie, die noch ein Eckchen in ihrem Hause leer hatten, und dies bei einem Musikfest für ein unverzeihliches Verbrechen gehalten hätten, die Aussicht Klingemann und tausend Bekannte zu treffen, vor Allem der Wunsch, den Paulus bei seinem ersten Eintritt in die Welt zu hören, lockten sie. Ersterem wurde das Vorhaben in einem Doppelbrief der Schwestern gemeldet:

Berlin, 26. März 1836.

Fanny: „Wer zum Fest nach dem Rhein geht? Ich und meine Mutter *) und Pauls, die ich allenfalls auch zuerst hätte nennen können. Dieser Brief nun soll nicht wie jener aus Boulogne ein Brand- und Drohbrief für Sie sein (damals war ich ernstlich böse, denn ich glaubte, Sie wollten nicht kommen), sondern ein sehr *genteeler* Bettelbrief, worin nichts steht als: Kommen Sie doch auch. Ich glaube wohl, dass Sie wollen werden, wenn es möglich ist, aber lassen Sie es möglich sein. Es giebt mehrere Arten von Möglichkeiten, unter denen ich

*) Lea blieb schliesslich doch zurück.

Sie bitte, die zu wählen, die es Ihnen möglich macht, nach Düsseldorf zu kommen. Bedenken Sie Alles, was Sie schon von selbst bedenken werden und handeln Sie nach unserer besten Ueberzeugung. — Wie sehr es mich interessirt, Felixens erstes ganz grosses Werk zum ersten Male geben zu hören, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, die weite Reise um dieses Zwecks wegen beweist es. Indessen würde ich doch vielleicht nicht Mann und Kind hier verlassen haben um dieses Zwecks wegen (wenigstens rede ich es mir jetzt ein), hätte sich nicht Mutter, eigentlich gegen unser Aller Ansicht, so bestimmt erklärt, die Reise machen zu wollen, wo es denn vielleicht besser ist, ich bin dabei als nicht dabei. Warum hat das der Vater nicht erleben dürfen? Wie ihm der Paulus an's Herz gewachsen war, das können Sie garnicht wissen; er wäre gewiss hingegangen. — —

Rebecka: Ich sollte eigentlich neidisch sein und Ihnen abreden nach Düsseldorf zu gehen, da die Andern schon ohnedies Plaisir genug haben werden und Sie in Düsseldorf noch weiter von Berlin entfernt sind, als in London; ich führe aber die Grossmuth des Scipio auf und sage Ihnen: Gehen Sie nach Düsseldorf.

Ein rheinisches Musikfest muss man erlebt haben, um wieder den alten Traum vom alten Deutschland zu träumen, der dem Londoner in seinem Weltgewühl, dem Berliner in seiner sandigen Kritik aus dem Gedächtnisse entrückt ist. Lassen Sie sich keine freudige Emotion entgehen, zu der Sie das Musikfest unfehlbar hinreissen muss, erstlich als Menschen mit Augen und Ohren und noch besonders als Felixens Freund. Leider muss ich nur der Prediger sein, oder der Wegweiser nach Düsseldorf, muss meine Arme ausbreiten und stehen bleiben, aber gern geschieht's nicht.

Hierher kann ich Sie nun gar nicht mit gutem Gewissen einladen, da ich Jedem, dem ich wohl will, den Rath gebe, Berlin den Rücken zu kehren. Sie haben keinen Begriff davon, was das jetzt für ein Nest ist. Um desto edler wäre es freilich, wenn Sie eine alte Freundin durch Ihren Besuch erfreuen wollten, beinahe so edel als sie es selbst ist, Ihnen zum Mu-

sikfest zuzureden, denn eigentlich liegt diese Grossmuth gar nicht in meinem schwarzen Charakter. Dirichlet empfiehlt sich und wünscht Ihre Bekanntschaft; unter uns gesagt, ich bin überzeugt, er hat ein Vorurtheil gegen Sie, obgleich er nie etwas davon gesagt hat, da Sie hier eine der wenigen geheiligten Personen sind, über die erstens Alle einer Meinung sind, und gegen den Keiner erlaubt, was zu sagen. Aber er ist ebenso ein Widerspruchsgeist wie wir Alle, so kommen, sehen und siegen Sie denn. Von Dr. S. habe ich nun wieder soviel Vollkommenes von allen Seiten gehört, dass ich nicht umhin kann, ihn bis zu persönlicher Bekanntschaft recht unausstehlich zu finden.“

In Frankfurt a. M. ward Dorothea Schlegel besucht, an deren grosser Rüstigkeit im 72sten Jahr sich Alle erfreuten. Von Bingen aus wurde eine Parthie auf die Drusenburg gemacht „und da nahm ich mir eigentlich vor“, schreibt Fanny, „Dir, liebe M., die Gefühle zu beschreiben, die Du gehabt hättest, wenn ich Dich da aus der Tasche hätte ziehen und wie das Rheinpanorama auseinanderfalten können. Nachher aber waren wir den ganzen Tag auf unsern eigenen oder fremden Eselsbeinen (lache nur nicht höhnisch, ich habe mich so tapfer gehalten, wie irgend ein Ritterfräulein) und Abends waren wir hundemüde, dass ich keinen Humor mehr zu langen Beschreibungen auftreiben konnte; d'rum wisse nur trockenst, dass wir Prinz Friedrich's Rheinstein bestiegen haben, einen so hübsch bestussten (lass' Dir von Wilhelm erklären, was das ist) Landsitz, wie ihn nur je ein edler Raubritter gehabt haben kann, voller bunter Glasfenster (hätte ich nur eins für Wilhelm und Rebecka ausheben können, sie sind nirgends für Geld zu haben), eisernen Popänen, Bechern, aus denen man nicht trinkt, Schwertern, die man nicht zieht, Stühlen, die man nicht besetzt, Kanonen (sehr anachronistisch), die man nicht löset; allerliebste anzusehen und grässlich zu bewohnen. Dann waren wir noch auf dem Niederwald und in Johannisberg.“ —

Von Köln schrieb Fanny einen sehr katzenjämmerlichen Brief an ihren Mann, in dem sie den ganzen Reise-Entschluss berent; sie war noch nie seit ihrer Verheirathung ohne ihn

gereist, und gerade hier, wo voriges Jahr das bunteste, bewegteste Leben geherrscht hatte, machte sich der Contrast um so fühlbarer. Diese Stimmung verlor sich aber in Düsseldorf, wo Sie bei Woringen's „mit dem bekannten liebeswürdigen Geschrei empfangen wurde, welches Einem kund thut, dass man gern gesehen ist.“ Gleich denselben Nachmittag war die erste Orchesterprobe des ersten Theils von Paulus. „Ihr könnt Euch denken, mit welcher Spannung ich dieser Probe entgegensah. Die Ouverture ist wunderschön, die Idee, den Choral „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ grade zur Einleitung des Paulus zu benutzen, fast witzig, herrlich in der Ausführung. Er hat den Orgelklang prächtig im Orchester getroffen. Die Chöre gehen schlagend, Solos wurden gestern nicht gesungen. Die Stelle mit der Erscheinung klingt ganz anders, als ich sie mir dachte, aber so wunderschön, so überraschend und ergreifend, wie ich Weniges in der Musik kenne. Es ist der Gott, der im Sturm daher fährt. Als nach dem folgenden Chor „Mache Dich auf, werde Licht“ ein lautes Beifallsklatschen, Bravorufen und Tuschblasen erfolgte, dankte ich Gott, dass Du, liebe Mutter, nicht hier bist, denn nach dem Eindruck zu schliessen, den diese erste unvollkommenste Probe auf die Anwesenden machte und auf mich, die ich doch jünger, stärker und weniger lebhaft von Empfindung bin, als Du, hättest Du es nicht aushalten können, es wäre Dir ohne Frage zu viel geworden. — Ich fühle mich aber wahrhaft beschämt, die Einzige zu sein von Euch, der ihr gutes Glück gestattet, dies mitzuerleben. Wie gönnte ich es Euch Allen! — Ich erinnere mich nicht eines ähnlich starken Gefühls von Freude und Traurigkeit zugleich. —

Nach der Probe ging Felix mit zu Hause, und wir blieben munter zusammen bis halb zwölf. Ich hätte es mir nicht möglich gedacht, ausser meinem Hause mich irgendwo in der Welt so wohl zu fühlen, wie bei diesen lieben herrlichen Menschen. Wärest Du doch mit hier, lieber Wilhelm, es ist wirklich ein angenehm behagliches Gefühl, so zu Hause und auch nicht zu Hause zu sein. Ich freue mich aber doch nicht wenig auf das wirkliche zu Hause. —

Ach Beckchen! Eine Ouverture zur Leonore haben wir kennen gelernt: ein rares Stück! Sie ist notorisch nie gespielt worden, sie gefiel Beethoven nicht, und er legte sie bei Seite. Der Mann hat keinen Geschmack gehabt! Sie ist so fein, so interessant, so reizend, wie ich wenig Sachen kenne. Haslinger hat eine ganze Auflage gedruckt und giebt sie nicht aus. Vielleicht thut er's nach diesem hiesigen Erfolg.“ —

Am zweiten Tage wurde die 9. Symphonie aufgeführt. Ein Beweis dafür, dass wirklich auch bei den musikalischsten Menschen lange Zeit und tiefe Bekanntschaft mit diesem Werk dazu gehört, um es gerecht zu würdigen, ist, was Fanny, die sie bis dahin nur aus dem Lesen der Partitur gekannt hatte, über die Aufführung schreibt: „Diese kolossale 9. Symphonie, die so gross und zum Theil so abscheulich ist, wie nur der grösste Mann sie machen kann, ging wie von Einem executirt: die feinsten Nüancen, die verstecktesten Intentionen kamen an den Tag, die Massen sonderten sich, sie ward verständlich, und ist denn also wirklich zum grössten Theil hinreissend schön. Ein kolossales Trauerspiel, mit einem Schluss, der dithyrambisch sein soll, aber nun auf seiner Höhe umschlägt und in sein Extrem fällt, in's Burleske.“

Fanny schliesst den Bericht ihrer Reise in ihrem Tagebuch mit den Worten: „Ich fühle wohl, dass es für eine Frau keine Vergnügungsreise ohne Mann und Kind geben kann, und werde mich auch nie ohne Noth von Einem von ihnen oder Beiden trennen.“ —

An Klingemann aber schrieb sie:

11 ten Juni 1836.

Motto: Luft im Laub und Wind im Rohr
Und Alles ist zerstoben.

„Und war doch schön!

Bis ich nun aber nicht aus Düsseldorf erfahre, wie Sie dort mit einander bis zum nächsten Tage gelebt, von Ihnen, wie Sie abgereist, welche Miene Ihnen Brüssel und Antwerpen

gewiesen und wie Sie London angedampft, von Felix, wie er den Weg nach Frankfurt gefunden, bleibt mir die Erinnerung abgeschnitten und ich vermisse etwas. —

Das Doppelleben im Becker'schen Saal und Garten und im Woringen'schen Hause war doch wirklich erfreulicher Art, und wenn das Leben in Ihrer Weltstadt Momente darbietet, die wir in unsrer deutschen Kleinbürgerei kaum verstehen, so gehört doch wiederum ein rheinisches Musikfest zu den Gestaltungen, deren Ahnung nicht durch den englischen Nebel dringt. Und wenn Sie und ich gewiss besonderen Grund zu besonderer Freude hatten, so kann es nicht fehlen, dass wir es mit Vergnügen nochmals gegen einander aussprechen. Felix ist doch ein geborener Kapellmeister, und ausser einem geborenen noch ein geübter. Wenn man so sieht, wie Unerhörtes, kaum glaublich Scheinendes möglich ist, wenn der rechte Mann an der Spitze steht, fällt es einem bitterschwer auf's Herz, wie selten der Platz seinen Mann und der Mann seinen Platz findet. Es sähe anders in der Welt aus, wenn das immer geschähe und wenn es so einen kleinen Sonnenweiser gäbe, der namentlich Eltern anzeigte, wohin sie ihre Kinder zur Erziehung leiten sollen. Das ist ja die eigentliche Erziehung, und wie selten wird die ausgeübt. Es mag wohl kaum einen so von Gott verlassenen Menschen geben, dass er nicht etwas leisten könnte, aber er findet's nur nicht. Zu Felix zurückzukehren, habe ich meine besondere Freude gehabt, wie klug und richtig er mit den Leuten umgeht und wie er sie, ganz ohne Absicht, nur weil es so recht ist, in sein und der Sache Interesse zu ziehn weiss. Und nun seine Musik selbst!

Das muss ächt sein, weil es durch sein eigenes Licht glänzt und sich nie falscher äusserer Mittel dazu bedient. Und das liegt wieder in seinem Charakter und hängt genau mit allem Uebrigen zusammen. Das ganze Herbeiströmen, von allen Seiten, wobei man sich nach langer Zeit wieder zusammenfand, hatte doch etwas höchst Originelles, dem grade die Kürze der Stunden, die Gedrängtheit des Ereignisses noch einen besonderen Reiz gab. Freilich ein paar ruhige Tage nachher wären auch nicht übel gewesen in diesem ersten aller

gastfreundschaftlichen Häuser. Ach! es war doch schöne Zeit! —

— — Eben bekomme ich den ersten Band Eckermann und will mich nun drin umsehn. Ich habe so lange nichts Neues gelesen, was mir nur im Entferntesten zusagte, eigentlich sind die meisten jetzigen Sachen gar nicht zum Lesen da, höchstens zum Blättern, zum Durchsehn, es ist eine Stille in der Litteratur eingetreten, wie sie, glaube ich, lange nicht gewesen ist.“

7. Juni.

„Ich habe gestern den grössten Theil des ersten Bandes Eckermann bereits gelesen, mit grosser Freude, wie ich gern gestehn mag. Es scheint mir von allen Göthe'schen Nachlesen weitaus die bedeutendste, und zwar deshalb, weil der sie Bietende ein Mensch von führend gewissenhafter Treue und einer seltenen litterarischen Anspruchlosigkeit ist. Wo er sich selbst darstellt, erblickt man unverkennbar einen äusserst bornirten, durch Göthe völlig absorbirten Menschen, der aber genau gehört und treu aufgeschrieben hat. Und so glaube ich denn wirklich, dass es nicht leicht ein Göthe'sches Werk giebt, in dem er reiner, ursprünglicher dastände. Was mich sehr frappirt, ist das Zusammentreffen mit mancher Meinung, die Vater zu äussern pflegte; es würde ihn unendlich erfreut haben, hätte er es gekannt. Auch dass es im Entferntesten kein Klatschbuch ist, gefällt mir sehr, es spricht für Eckermann's Charakter, wie leicht hätte er sein Buch pikant machen können. Kurz, ich nehme meine Jeremiade für diesen Fall gern und völlig zurück.*) — — Das Interesse an diesem wohlthuerenden Büchelchen erhält sich bis zu Ende, und ich fühle mich dem Verfasser, ich möchte sagen, persönlich verpflichtet, dass er

*) Es bezieht sich dies auf ein fortgelassenes sehr scharfes Urtheil über eine Publikation von Varnhagen, dessen Schluss lautet: „Varnhagen wird noch allen Schaden stiften, den er in Händen hat, und ist er einmal todt, dann geht der Skandal erst recht an, dann kommen seine Memoiren.“

die weise Mässigung gehabt hat, statt der Folianten, die er doch gewiss hätte füllen können, die beiden dünnen Bändchen zu schreiben, die aber fast lauter Goldkörner enthalten.

Zum Schluss muss ich noch eine Preisfrage aufstellen: Wie kann man von Richtung einer Zeit im Allgemeinen sprechen, wenn gleichzeitig der Paulus und die Hugenotten auftreten und Jeder sein Publikum findet! Ich, die ich mich an Ersteren halte, finde jetzt meine besondere Freude daran, mein Gedächtniss anzustrengen, um die Solostücke, die mir nur in Stimmen mitgegeben worden, zu vervollständigen. Wo es nicht ausreicht, muss ich, bis gedruckte Hülfe erscheint, von dem Meinigen dazuthun. Heut' versuchte ich das berühmte Duett der falschen Zeugen zu konstruiren, ohne andere Anleitung als elf Takte Pausen. Ich brachte aber nur acht zusammen."

Rebecka wurde zur Stärkung ihrer Gesundheit nach Franzensbad geschickt; sie reiste Anfangs Juli ab, und zwar, da Dirichlet seiner Vorlesungen wegen noch in Berlin zurückgehalten wurde, mit ihrem Kind allein. Anfangs fühlte sie sich in dem miserablen Nest, wo sie ausserdem schlechtes Wetter hatte und von Schmerzen geplagt wurde, sehr unbehaglich. Einige ihrer Briefe mögen hier folgen:

Leider! Franzensbad, den 10ten Juli 36.

Motto: „Recht hübsch, aber ein Bischen langweilig.“

— — „Bitte, schreibt fleissig, dann kann ich Euch doch als Neuestes melden, dass ich Eure Briefe bekommen habe. Nein! Welch ein Leben! *On ne m'y attrappera plus*. Der Arzt, der sehr aufmerksam ist, hat mir das Sprechen auf der Promenade verboten und die einsamen Gänge empfohlen, ich befolge diese Warnung genau und vermeide alle liebenswürdigen Berliner. Sie mich aber — Gott sei's geklagt — nicht. Gestern Abend war bei mir grosse Assemblée, dass meine sechs Stühle nicht hinreichten, um halb acht war der *Rout* zu Ende. Und der Müssiggang aller Anwesenden steckt an, noch habe ich garnichts gethan, mich sogar noch nicht nach einem Flügel

umgethan, ich glaube auch nicht, dass ausser an Gänsen und Hühnern welche zu haben sind. Eine Musikfestreise ist dies eben nicht; wie dort eine aufgeregte Plaisir-Atmosphäre, weht hier eine langweilige, dumm-machende Luft, der ich nicht widerstehen kann. — — Heut' habe ich eine „neue“ Zeitung zu Gesicht bekommen, in der die grösste Neuigkeit Rouget de Lisle's Tod war, den ich schon in Berlin wusste. Geht wirklich denn garnichts vor? Ich habe als neueste Staatszeitung das Gerücht des zweiten Attentats auf Louis Philipp wider-rufen müssen. — —

Ein fünfjähriges Wunderkind bringt hier die müssigen Ohren und Zungen in Bewegung, ich soll es dieser Tage hören, es spielt „Variationen aus dem Kopfe“; ich fürchte, ich höre jede Ohrfeige heraus, die es gekostet. Wenn Ihr X. seht, sagt ihr, ich hätte sie im Verdacht, hier einen heimlichen Geliebten gehabt zu haben, da sie sich so gut hier amüsirt hat — ich kann's nicht finden und denke nur, „Oktober wird auch kommen“, das heisst August, das heisst Dirichlet. Adieu, denkt freundlich der Ellenden — Fanny weiss, was das auf Nibelungisch heisst. —

Den 18ten Juli. — Mein Leben geht hier fort, so so, la la, wenigstens bin ich jetzt gesund, trinke, gehe, bade, ruhe ohne zu schlafen, heute werde ich zum ersten Male auf vieles Begehren an table d'hôte essen. Mit Ungarwein — Compliment wieder und es wäre nix — echauffirt zu sehr. Eben habe ich mir ein sogenanntes Klavier anprobirt, aber dafür lieber keins, so ein Klapperkasten! — Uebermorgen ist ein wohlthätiger Ball, vielleicht sehe ich mir den Skandal eine Viertelstunde an, um die Polen und den österreichischen Adel geputzt zu sehen, der verzweifelt hübsch ist, ganz anders, wie die Berliner Semmeln. Hier im Hause wohnen zwei kleine Comtessen, eine sieht genau aus wie die andere, so fein, graciös, schwarzäugig und -haarig, und sehen so lustig und unbedeutend funfzehnjährig in die Welt, dass ich ihnen immer Kuschhände nachwerfen möchte, wenn sie sich vor dem Fenster so anmuthig hin- und herbewegen. Heute versammelte sich die ganze Klerisei bei mir und berieth Plaisir, da wurde ein

Spitzenhändler gemeldet, mit Jubel hereingerufen, E. wollte erst die ganze Welt kaufen, handelte dann die halbe Welt herunter, und kaufte zuletzt ein ganz kleines Stückchen, ich erstand auch eins. Nun gute Nacht. Nur der Sturmwind flüstert durch die hehre Stille, alles pflegt schon längst der Ruh, denn es ist — neun Uhr. — —

Den 24ten Juli. Ich schreibe mit brillantem Akkompagnement von Militärmusik, die Herrn von R., der hier im Hause eingezogen ist, ein Ständchen bringt. Seit der hier wohnt, habe ich sehr oft an den seligen General B. denken müssen, da die höchst vornehmen Fräulein alle Tage über mir ein und denselben Galopp ableiern. Aber Kinder! Welche Kälte! Hätt' ich doch statt aller weissen und bunten Mousse-linkleider einen Pelz und ein Paar Pariser. — Aber es fängt an, mir sehr gut zu gehen, ich werde gesagt, ganz rothe Backen zu bekommen. Uebrigens sieht man hier wirklich *gens de l'autre monde*; was sagt Ihr zu einem Fürsten Wladoyano aus der Walachei, der genau aussieht wie ein jüngerer Paganini, dessen Frau, eine geborene Fürstin Ghika aus Bukarest, die schönsten türkischen Shawls, die E. in ihrer kennermässigen Begeisterung auf 1500 Thaler schätzt, Morgens frühe auf der Erde herumschleppt. Dann haben wir eine wunderschöne Russin, die am Brunnen ein Nègligé von schwarzem Sammet mit Blondes trägt; E. kann garnicht aus dem Enthusiasmus über all' die *first rate*-Shawls heraus, die den Kies Morgens fegen. Verzeiht die „shawlen“ Details, aber was soll ich sonst schreiben? — Wollte Gott, Dirichlet wäre schon da, ich kann die Zeit kaum erwarten. Madame M. ist heut nach Marienbad abgereist und will Allen zu Füssen gelegt sein („habt Ihr Hehebäume, mich wieder aufzurichten?“) — Nun sind es drittelhalb Wochen, dass ich kein gescheutes Wort gehört habe, heisst das Leben? Und was ist das für ein Sündenleben, wo man sich über jede vergangene Stunde freut. Es ist ein Winterschlaf im Sommer.

Den 6ten August. Nun wirst Du Dich wundern, wenn ich nach all' den *peevishen*, ennüyrten Briefen mit einem Male schreibe, dass ich mich sehr gut amüsire. Seit Dirichlet hier

ist, bin ich ein ganz anderer Mensch geworden, ich habe, wie K. sagt, ein gutes *humour*; das Wetter ist schön, wir haben einige angenehme Bekanntschaften gemacht, mit denen Dirichlet auch zufrieden ist, wir leben den ganzen Tag im Freien, machen Parthien, das Bad bekommt mir gut, kurz; es ist Alles besser geworden. So lange ich allein hier war, kam ich mir vor, wie ein verirrtes „Schaf“, wusste garnicht, wo ich mich hinwenden sollte, hatte Furcht vor bösen wie vor freundlichen Gesichtern. Nun wird nach dem Trinken im Park gefrühstückt, Einer ladet den Andern ein, und man bringt seine respektiven Kaffeetische zusammen. Mittags wird im Kursaale gegessen, Nachmittags spazieren gefahren, wobei wieder Kaffe eine Rolle spielt, oder es ist Salon im Park; wenn wir nur gutes Wetter behalten, so wird „Ende gut, Alles gut“ aufgeführt, und der melancholische Anfang vergessen. Heut war Ottokind*) hier und der ganze vornehme und niedere Pöbel maullafte auf der Strasse. Wir haben uns nicht von unserm Fleck im Park gerührt; Tugend wird aber belohnt, er spazierte dicht an uns vorüber und unterhielt sich mit den benachbarten R.'s, so dass ich ihn ganz genau sehen konnte. Er sieht aus wie nischt. —

David's Verlobung mit ganz Russland**) hat mich mehr gefreut als überrascht. Nun muss Felix Ernst machen, da seine erste Geige ihm vortanzte, ich werde ihm auch noch den Text darüber lesen. Aber es ist eine göttliche Geschichte. Hier amüsirt sie mich doppelt, weil ich die abgeschmackt stolzen russischen Adligen in der Nähe sehe, die allen Leuten aus dem Wege gehen, um womöglich nicht dieselbe Luft mit ihnen zu athmen; mich wundert, dass sie aus einem Brunnen mit der *Canaille* trinken. Uebrigens habt Ihr, Mutter und Fanny, ein Paar himmlische Briefe geschrieben; wenn ich grossmüthig wäre, ich schickte sie zurück, damit ihr was Hübsches zu lesen hättet. Aber Du, liebe Mutter, zähme Dein sechs-

*) Der damalige König von Griechenland.

**) Concertmeister David in Leipzig heirathete eine russische Fürstin.

zehnjähriges Herz, das Dich nicht ruhen lässt, weil Felix verliebt ist. Kann Dir Dr. W. kein Pülverchen gegen die Jugendllichkeit des Gemüths verschreiben? Aber agitant ist es auch für eine Schwesterseele, und wüssten wir nur erst was Bestimmtes! Etwas Ordentliches wird er sich wohl ausgesucht haben. Der Mann hat Geschmack. Soll ich meine Einbildungskraft auf Jeanrenaud oder Souchay richten? Theile mir Deine Gedanken darüber mit. —

Hier sind unglaubliche Festivitäten los, gestern war ein grosser Ball für König Otto und die Königin von Bayern. Der ganze Brunnen illuminirt, viel Eleganz, Russen, Adel „un Deine Tochter ooch.“ Wollt Ihr Euch Otto vorstellen, so denkt Euch einen kleinen, magern, kränklichen, farblosen Schubring, der einen Fuss schleppt, keine Vorderzähne hat, was man seiner Sprache auch anhört, und sehr harthörig ist. Aber doch hat mich das arme Wurm gerührt und die schweren Füsse waren wohl weniger an seinem schlechten Tanzen schuld, als das schwere Herz, das mithüpfen musste. Ich habe mir die ihn umgebenden Griechen genau angesehen, welcher ihn wohl stranguliren würde, sie haben Alle boshafte und garnicht hellenische Physiogonomeen, ausser dem einen, Mauromichalis, den sie auch *for show* in griechisches Kostüm gesteckt haben. Ich hatte einen guten Platz und konnte die ganze Hundekomödie recht in der Nähe sehn, wie der Ceremonienmeister sie reihenweise vorstellte, die Königin Jedem was Angenehmes sagte, wie die sehr hübsche Tochter des Herzogs von Oldenburg den Kammerherrn abschickte und R.'s Schwiegersohn zum Tanz auffordern liess, und wie sie knixten und kein Ende. O Welt! Getanzt haben nur die russische Klique und die höchsten Herrschaften. Die Russen äffen hier ihr Reich im Kleinen nach, dominiren Alles, thun, als ob sie zu Hause wären, spielen auf der für alle Welt zum Gehen bestimmten Promenade Zeck wobei die Männer mit ihren ungebildeten Knutenstimmen schreien wie besessen, und den, ich selbst kann's nicht läugnen, sehr hübschen Frauen beinahe die Kleider vom Leibe reissen. Kein Anderer, vornehm oder niedrig, wagt sich an sie heran. Eine Frau von M. ist unter ihnen, bei der werden mir Armide,

Circe, Sirenen und Konsorten klar. Schöneres sah ich nie und doch hat sie nicht einen, Gutmüthigkeit oder irgend ein Gefühl verrathenden Zug im Gesicht, alles kalt berechnet, ich behaupte, sie kennt Gift und Dolch, aber so göttlich schön, so verführerisch reizend, man kann nicht von ihr wegsehn und ich würde es sogar Dirichlet nicht übel nehmen, wenn er unglücklich vor Liebe wäre. Aber sie weiss wohl, wen sie mit ihren Götteraugen ansieht, nur Grafen und Prinzen. Solch eine feine Kokette aus einem Roman ist mir noch nicht vorgekommen, und kein Mensch kann sagen, worin eigentlich die Koketterie besteht; angezogen wie ein Kind mit einem weissen Kleidchen und ein paar frischen Blumen im Haar, aber nicht ein unberechneter Faden. Gott!! wie unschuldig sind die guten Berlinerinnen! Dies raffinirte Wesen kennt man doch bei uns nicht! —

Mittwoch kam der Fürst Metternich, der dem König Otto einen Besuch machen wollte, wir liefen ihm an den Brunnen nach und gingen dreimal dicht an ihm vorüber, er sieht prächtig aus, hat eine noble Tournüre, eine Nase wie ein grosser Mann und nebenbei ein wenig wie alle Itzigs, — ich glaube aber doch nicht, dass er vom Stamm ist, — und eine hübsche junge Frau, dem Anschein nach nicht älter als seine Tochter, die auch mit war.“ —

Von Franzensbad reisten Dirichlet's in Begleitung von Professor Gans nach Marienbad, dort hielt sich Chopin auf, aber er liess sich garnicht sehen, und der Arzt und eine polnische Gräfin, die ihn ganz in Beschlag nahm, hatten ihm das Spielen verboten. Rebecka's Wunsch ihn zu hören, von dessen Spiel Felix und Paul viel erzählt hatten, war aber so lebhaft, dass sie beschloss, eine Bitte an ihn zu wagen, oder, wie sie selbst schreibt, eine Bassesse zu begehnen, und sich als „*Soeur de Messieurs Paul et Felix Mendelssohn-Bartholdy*“ zu legitimiren. „Die *bassesse* gegen Chopin“, heisst es wenige Tage darauf, „ist begangen und höchst geplumpt. Dirichlet ging zu ihm und sagte ihm eine *Soeur etc.* nur einen Mazurka — *impossible, mal aux nerfs, mauvais piano — et comment se porte cette chère Madame Hensel, et Paul est marié? heureux couple etc.*

— allez vous promener — das erste und das letzte Mal, dass wir so etwas thun.“ — —

„Sonntag früh fuhren wir ab von Marienbad, die Franke, Gans und Magnus begleiteten uns bis an den Wagen und nun ging's ins Hexenland Böhmen hinein, zwischen Stoppelfeldern, elenden Hütten, wilden, tannenbewachsenen Bergen; ich sah mich überall um, ob keine Reste von Zigeunerwirtschaft oder keine Besen zu sehen wären, nach Felixens Zeichnungen muss es in der Art sein, wie die Hochlande; die Stoppeln geben den Feldern schon allenfalls ein heidenartiges Aussehen, aber überall freundliche Leute und nicht übermässig viel Bettelei. Das Volk scheint bei Weitem gutmüthiger als bei uns, mit dem kleinsten Trinkgeld sind sie zufrieden, „küß' d' Hand“; viel schöne braune Menschen. Den ersten Abend blieben wir in Klattau, da kommt man durch die Stadt Laus, auf einem andern Wege durch Mis, was Frank sehr glücklich machte. Gestern Montag über Horasdiowitz, Strakonitz, Wodnian (ich spreche das sehr schön aus) nach Budweis, ein kuriozes Ding, mit platten Dächern, unzähligen Glocken, Heiligenbildern in Käfigen vor den Häusern und andern Werkzeugen des Katholicismus. Wir hatten die Ehre, in demselben Zimmer zu wohnen, wo Karl X. Messe hörte, tafelte, Karten spielte, ich glaub' auch jagte, wenigstens war Platz dazu. — Heut hatten wir einen göttlichen Reisetag, prächtiges Wetter, warm und luftig, assen in Kaplitz die ersten guten Kartoffeln, die mir über die Zunge kamen, leider muss ich noch die Butter dazu stehen lassen, da sie sich nicht mit dem Eisen verträgt, das mir noch im Magen sitzen soll, auch Obst giebt's noch nicht, — um sechs Uhr Nachmittags kamen wir hier in Freistadt an, hätten noch eine Station fahren können, aber das freundliche Städtchen lachte uns an; zwei Stunden vorher ist die deutsche Grenze, wo sich die Länder beinahe so scharf scheiden, wie Waadt und Wallis; hier fängt Laubholz an, schönere Bergformen, Wiesen, ordentliche Dörfer und ganz in der Ferne sehen die Ischeler Berge herüber; hier gingen wir auf einen Berg neben der Stadt, sahen die Sonne untergehen, lernten die herrlichen Ischeler Bergformen auswendig, die sich ganz deutlich blau in den rosigen Abend-

wolken absetzten, beschmierten drei Blätter in meinem Buch und glaubten wir zeichneten, gingen um die Stadt herum, eine ehemalige Festung mit alten grauen Mauern und Thürmen, der Stadtgraben verschüttet, mit Obstbäumen bewachsen, rings umher eine Promenade unter schönen Lindenbäumen, es war ein zu schöner Abend, er erinnerte mich lebhaft an unsern Spaziergang in Bahlingen, wo wir auch zuerst die Alpen sahen. Wie wünschte ich Euch her, jetzt, da es anfängt schön zu werden, und das ist doch erst das Vorspiel, ich bin aber schon ganz entzückt. O Fanny! warum können wir nicht solche Reise zusammenmachen! Und warum sollte Vater das schöne Land nicht sehen! Ach, wie ist es möglich, eine frohe Stunde zu erleben, ohne den Verlust doppelt schmerzlich zu empfinden!“ —

Dirichlets dehnten ihre Reise noch bis Gastein aus; von einem Ausflug nach Italien hielt die dort herrschende Cholera ab, sonst, meinte Rebecka, hielte wohl nichts ab, bis Neapel zu gehn. In München fand Dirichlet die Nachricht des Todes seiner letzten Schwester:

München, 15ten September.

„Gestern Abend sind wir hier angekommen und haben, da wir nicht in Insbruck waren, erst heut den Tod von Dirichlet's Schwester erfahren. Wie mir namentlich die arme Mutter an's Herz geht, das kann ich garnicht sagen. Ich muss an die selige Grossmutter denken, die immer sagte, man solle Gott bitten, dass er einem nicht alles auferlegt, was man tragen kann. Dazu soll man so alt werden, um zehn Kinder zu überleben! Wir haben beschlossen, ihr die einzige Freude zu gönnen, die sie noch auf dieser Welt hat, mein armer Dirichlet geht noch von Leipzig aus, wohin er mich erst bringen will, nach Aachen. Hätten wir es früher erfahren, so hätten wir ihr auch ihr Enkelchen gebracht, nun ist's aber für Walter und mich zu spät im Jahre.“

Dass es mir jetzt an aller Stimmung zum Sehen und Geniessen fehlt, könnt Ihr Euch vorstellen, am liebsten machte ich mich sogleich auf den Weg. Allein wie die baare Prosa

des Lebens sich überall geltend macht, so müssen wir hier waschen lassen und daher bis Sonntag bleiben; und ich werde ohne Humor so viel Merkwürdigkeiten als möglich sehen, für die Zukunft ist es mir doch interessant, wenn ich auch jetzt nicht die für ewige Kunstwerke gehörige Freude und Andacht haben kann, die Mutter geht mir nicht aus dem Sinn. Heut Vormittag beredete mich Dirichlet und ging mit mir auf eine Stunde in die leider nicht länger geöffnete Leuchtenberg'sche Sammlung, da ist etwas Genie in dem kleinen Raum zusammengedrängt; es zieht einen doch von den Steinen und der leblosen Natur mächtig zum menschlichen Geist hinüber.“

Dirichlet trennte sich schon in Nürnberg von Frau und Kind, um zu seinen Eltern zu eilen. Er war ihr letztes übriggebliebenes Kind, freilich auch ihr geliebtestes, und fortan ihre einzige Freude. Es war der Mutter beschieden, auch dies, ihr Letztes, noch zu verlieren und erst im hundertsten Lebensjahre zu sterben.

Dort in Nürnberg bewahrheitete sich Schillers Wort aus dem Tell: „Hier wird gefreit und anderswo begraben.“ Während sich Dirichlet zum Abschied von Frau und Kind rüstete, um seine Eltern zu trösten, traf die Nachricht von Felixens Verlobung mit Cécile Jeanrenaud ein. Die ganze Reise über war Rebecka schon in der peinlichsten Spannung gewesen, denn dass Felix mit ganzer Seele ein schönes Mädchen am Rhein liebe, soviel wussten die Familienglieder, aber es waren doch noch immer blosse Gerüchte. Von Gastein aus schreibt Rebecka, sie habe die allgemeine Zeitung mit der stillen Hoffnung gelesen, unter den Messartikeln aus Frankfurt a. M. werde stehen: Der bekannte Musiker Felix Mendelssohn hat sich am so und so vielen verlobt, aber es habe nur flane Baumwolle und Bundestag darin gestanden. In Nürnberg also bekam Rebecka einen Brautbrief von Felix, der gleich nach der Verlobung nach Leipzig zurückgegangen war, und hierhin eilte sie, erfreut über die langersehnte Nachricht. Sie war die Erste von der Familie, die ihn nach der Verlobung sah, sie fand ihn so heiter, ruhig, innerlich glücklich, mittheilend, wie er schon lange nicht gewesen, und schreibt, sie hätte kaum

gedacht, dass ihm die Liebe so gut kleiden würde, er sei gar zu liebenswürdig. So verlängerte sich denn ihr Aufenthalt von einem Tage zum andern; und endlich ging es noch so, wie sie selbst beschreiben mag:

Leipzig, den 4ten Oktober.

„Gestern stehe ich absichtlich recht früh auf, um Dir endlich einmal einen ordentlichen, vernünftigen Brief zu schreiben, Dir für Deine Liebenswürdigkeit zu danken, dass Du mir, während Du Deine betübten Eltern aufzuheitern beschäftigt bist, hier gute Tage gönnen und verlängern willst, will Dir auseinandersetzen, wie Felix am Sonnabend seiner eklichen Wirthsleute wegen aus- und wieder zu Pensa's hinziehen muss, wo kein Platz für uns ist, ich also noch einmal delogiren muss, wie ich gern, ehe Du nach Berlin kommst, die Wohnung fix und fertig einrichten wollte etc. etc., und wie ich aus allen diesen Gründen nicht Deinen gütigen Urlaub benutzen, sondern abreisen will; drei Seiten habe ich vollgeschrieben, da kommt Felix herein, Guten Morgen, Beckchen! Guten Morgen, Felix! — Na, Du bleibst hier bis Dirichlet kommt, Dich holen? Ich: Nein, ich habe es eben an Dirichlet geschrieben, dass es nicht geht. Felix: Wo ist der Brief? Ich: Da liegt er, willst Du schon wieder lesen? Felix: Nein — geht an den Tisch, nimmt den Brief und zerreisst ihn in tausend Stücke. — Ich war davon so perplex, dass ich den ganzen Tag nicht wieder schreiben konnte und weiss noch heut nicht, was ich anfangen soll; ich fürchte, acht Tage im Hotel werden mich ganz ruiniren: mein Grundsatz ist nun zwar, mit guten Tagen nicht zu geizen, und es ist hier sehr angenehm, Felix enorm liebenswürdig, spielt mir sehr viel vor, wir haben so schrecklich viel zu plaudern, und Felix ist so gut, meine Gesellschaft wenigstens wie einen kleinen Trost für die Trennung zu betrachten. David sagt auch, acht Tage wären gar keine Anwesenheit, vierzehn Tage wären erst eine Woche und dergleichen. Wie gesagt, ich weiss noch nicht, was ich anfangen soll.

In meinem gestrigen Brief stand noch Vieles, was nun

verloren ist; aber das muss ich Dir doch wiederholen, dass Felix sich an Rossini einen warmen Freund und Gönner erworben hat, der seine Musik mit vielem Interesse hört und ihm sehr ernsthaftige Bemerkungen darüber sagt und sagen lässt, ihm empfiehlt, populärer zu componiren etc. Ferner, dass Kalkbrenner's bester Schüler, *Elève du Conservatoire de Paris*, beliebter Musiklehrer *de Paris* Mr. Stamaty hier ist, um in Deutschland bei Felix Musik zu lernen und durchaus hier nicht spielen will, weil er erst was Besseres lernen müsse. Ueberhaupt Berlin und Aachen ausgenommen fangen doch die Leute an, seine Musik zu verstehen. Hier wird er, wie Conticini sagt, angeboten.

Nun aber höre: Morgen kann ich nicht fort, denn da hat Felix eine kleine Gesellschaft gebeten, Lipinsky und David musiciren, und ich muss Thee machen. Uebermorgen ist Probe von Lipinsky's Concert, wo Felixens Melusine gemacht wird, Freitag das Concert selbst. Ich denke bis jetzt Sonnabend zu reisen, kann aber wirklich auch dafür nicht stehen. Und nun adieu, mein lieber, guter Mann; ich zähle die Tage bis wir uns wiedersehen, sei es hier oder in Berlin; aber so angenehm sie ohne Dich sein können, sind sie hier. — An Deine Mutter kann ich nie ohne Rührung denken; Gott erhalte sie! — Könnten wir doch nur beitragen, ihr das Leben etwas zu erheitern.“

So liess sich denn Rebecka eine *douce violence* anthun und blieb bis spät in den Oktober in Leipzig.

Durch Berlin war während ihrer Abwesenheit der junge Göthe gereist, ein Enkel des Dichters, von dem Fanny schreibt, „ein recht freundliches 18jähriges Bürschchen, mit dem kein Mensch reden würde, wenn er Werner hiesse, und an den man Ansprüche macht, die er nimmermehr erfüllen kann, weil er Göthe heisst.“ Im Ganzen verlief der Sommer 1836 für die Familie ziemlich ruhig. Die ganze Aufmerksamkeit war auf Frankfurt und das, was sich daselbst zutragen sollte, gerichtet; man war „in derjenigen Stimmung, wo man jeden Klingelnden für den Briefträger, und jede Rechnung für den erwarteten Brief hält und sich aufregt, wenn die Thüre aufgeht.“ — Und

endlich, im September, kam denn auch der richtige Briefträger und brachte der Mutter die langersehnte Nachricht, dass ihr letztes Kind auch die ihm beschiedene Frau gefunden habe, und diese Nachricht lautete:

Frankfurt a.M., 9. Sept. 1836.

Liebe Mutter!

„In diesem Augenblick, wo ich wieder in mein Zimmer trete, kann ich nichts andres thun, als an Dich schreiben, dass ich mich eben jetzt mit Cécile Jeanrenaud verlobt habe. Mir schwindelt der Kopf von dem, was ich an diesem Tage erlebt habe, es ist schon tief in der Nacht, ich weiss weiter nichts zu sagen, aber ich musste noch an Dich schreiben. Wie ist mir so reich und glücklich. Morgen, wenn es irgend sein kann, schreibe ich Dir ausführlich, und womöglich auch meine liebe Braut.

Dein Brief liegt eben da, ich hab' ihn geöffnet, um zu sehen, dass Ihr wohl seid, aber noch nicht lesen können. Lebt wohl und mir immer nah.“

Felix.

1836 war Mendelssohn auf vertraulichem Wege die Direktion des Cäcilienvereins in Frankfurt a.M. angeboten worden, da Schelble, der Gründer und zeitherige Dirigent desselben, schon längere Zeit krank war und das Institut aus Mangel an einem tüchtigen Oberhaupt einzugehn drohte. Er erklärte nun gleich auf's Bestimmteste, dass er unmöglich daran denken könne, an Schelble's Stelle, falls dessen Aufkommen nicht zu hoffen wäre, die Direktion zu übernehmen, dazu war ihm die eben angetretene Stellung in Leipzig viel zu lieb; aber, wenn noch Aussicht wäre, dass Schelble wieder gesunden, etwa sich durch eine Reise stärken und dann zum nächsten Winter die Leitung des Cäcilienvereins wieder übernehmen könnte, so wolle er seinen Sommer mit Vergnügen dazu benutzen, einstweilen das Institut im Gang zu erhalten. Er sah dies als

einen Dienst an, den er dem sehr hochgeschätzten Freund und der guten Sache schulde, und gab bereitwillig den Plan einer Schweizerreise und eines Seebades in Genua dafür auf.

Selten wohl ist einer guten That die Belohnung so augenblicklich und unmittelbar auf dem Fusse gefolgt. Gleich nach dem Düsseldorfer Musikfest, von dem vorher die Rede war, am 4ten Juni, ging Felix nach Frankfurt ab. Nach den Anstrengungen des Festes that ihm zuerst die Ruhe und Stille in der lieblichen Frankfurter Natur ausserordentlich wohl. Wenig Menschen konnten vielleicht so arbeiten wie er, wenige aber auch nach einer solchen Zeit toller Hast und Hetze, wo auf Wochen hinaus nicht eine Minute unbesetzt gewesen war, dann so intensiv eine Zeit der Erholung, womöglich in einer hübschen Gegend geniessen. Die Direction des Cäcilienvereins nahm nicht übermässig viel Zeit in Anspruch, so blieb viel Musse. Namentlich spricht er von einem Wald: „wenn man in dem des Abends spazieren geht, unter den prachtvollen Buchen, in den unzähligen Kräutern und Blumen, und Brombeeren und Erdbeeren, — da geht einem das Herz auf.“ —

Und das Herz ging ihm auf, in anderm Sinne auch. Frau Jeanrenaud, die Wittve eines protestantischen Predigers in Frankfurt, hatte zwei Töchter, darunter eine, Cécile, von ganz wunderbarer Schönheit und Lieblichkeit. Als Felix nun auf längere Zeit in Frankfurt war, suchte er das Haus wieder auf, in das er schon früher eingeführt worden war und das er wohl schon im Sinn hatte, als er Weihnachten 1835 Fanny versprach, den nächsten Sommer am Rhein sich nach einer für ihn passenden Frau umzusehn. Er fand sie in Cécile Jeanrenaud. Es waren keine entschiedenen, prägnanten Eigenschaften, die sie so liebenswürdig machten, — es war vielleicht umgekehrt grade deren Abwesenheit, die vollkommene Harmonie, das vollendete Gleichgewicht ihrer Natur. Sie war nicht hervorragend geistreich, nicht blendend witzig, nicht tief gelehrt, nicht sehr talentvoll; aber ihr Umgang war so wohlthuend ruhig, so erquickend, wie die reine Himmelsluft oder das frische Quellwasser.

Und grade für Felix, mit seinem nervös reizbaren Tem-

perament, war diese Frau wie geschaffen; mit ihrer milden Heiterkeit hatte sie den wohlthätigsten Einfluss auf ihn, wie ihn keine anders geartete Natur hätte haben können und bereitete ihm bis zu seinem Ende Jahre des ungetrübtesten Glücks.

Er hatte zu Anfang manche Vorurtheile zu überwinden. Cécile hat einmal an Fanny geschrieben, dass sie sich früher Felix nie anders denken konnte, als einen höchst steifen ekligen alten Mann, der keinen Menschen neben sich bestehen lasse und mit einem Sammetkappchen auf dem Kopf langweilige Fugen spiele. Nun, dieses Vorurtheil zu überwinden, wurde Felix nicht schwer; das schwand natürlich, sobald er sich zeigte. Mit der Tochter wurde er sehr bald vertraut und sie erwiderte seine Liebe auf das innigste; aber auch die übrigen massgebenden Personen der Familie gewann er sich schnell.

Inzwischen ging er, ehe er sich formell erklärte, einer in Düsseldorf getroffenen Verabredung zu Folge, als Begleiter Schadows ins Seebad nach Scheveningen. Zugleich wollte er die Festigkeit seiner Neigung durch längere Entfernung auf die Probe stellen. Dass er während dieser Trennung ziemlich desperat war, ist wohl erklärlich — es spricht sich in allen seinen Briefen aus dieser Zeit aus.

Felix an Rebecka.

Frankfurt a. M., 24. Juli 36.

„Ehe ich hier nach meinem Bade abreise, muss ich Dir doch einmal in Dein Bad hineingeschrieben haben*), obwohl ich grade jetzt ein schlimmer Correspondent bin, aber es darf nicht gesagt werden, dass ich Dir zu irgend einer Zeit nicht geschrieben habe. Diese Zeit ist sonderbar. Ich bin so entsetzlich verliebt, wie noch niemals in meinem Leben und ich weiss nicht, was ich anfangen soll. Uebermorgen soll ich von Frankfurt abreisen, mir ist aber, als kostete das den Hals,

*) Franzensbad. S. oben.

ich will in jedem Fall vor Leipzig wieder hier sein, um dies gar zu nette Mädchen noch einmal zu sehen, aber ob sie sich etwas aus mir macht, das weiss ich eben garnicht und was ich anfangen soll, wie gesagt, auch nicht. Das ist aber gewiss, dass ich die ersten recht frohen Stunden dieses Jahres ihr verdanke und dass mir zuerst wieder ein wenig freier zu Muth geworden ist, als bisher. — Und dabei bin ich sehr betrübt, wenn ich nicht dort sein kann. Siehst Du, da hast Du ein Geheimniss, wovon Du keinem Menschen was sagen darfst, aber damit Du der Welt das wahre Beispiel giebst, dass Du auch schweigen kannst, so sage ich Dir auch weiter garnichts und willst Du mehr wissen, so schreibe mir nach dem Haag poste restante, denn übermorgen reise ich nach dem ver wünschten Seebad. O Beckchen? Was soll ich anfangen? —

Das ist meine Stimmung jetzt den ganzen Tag; ich kann weder komponiren, noch Briefe schreiben, noch Klavier spielen, nur allenfalls ein Bischen zeichnen. Aber danken muss ich Dir für die guten Worte, die Du mir über den Paulus sagst, so was ist das Beste und Liebste, was ich darüber hören kann; was etwa Du oder Fanny mir über solch ein Stück sagt, das sagt das Publikum, ein anderes giebt es garnicht. Aber ich wollte nur, Du schriebest mir noch ein Paarmal darüber und über meine andre Musik recht ausführlich; glaubst Du denn, mir könne das gleichgültig sein, ob Dir so was Freude macht? —

Die ganze Zeit, dass ich hier bin, habe ich noch an dem Paulus gearbeitet, weil ich ihn nun einmal so vollkommen wie möglich herausgeben will, auch weiss ich bestimmt, dass der Anfang des ersten und das Ende des zweiten Theils ungefähr dreimal so gut geworden sind, also war's meine Pflicht, denn es gelingt mir in manchen, namentlich in Nebensachen, bei so einer grösseren Arbeit erst nach und nach meinem eigentlichen Gedanken nahe zu kommen und ihn recht klar hinzustellen, bei den Hauptsachen und Stücken kann ich freilich nachher nichts mehr ändern, weil sie mir gleich so einfallen, aber um das auch von allen sagen zu können, dazu bin ich noch nicht weit genug. Nun arbeite ich aber schon etwas mehr als zwei

Jahre an dem einen Oratorium, das ist allerdings sehr lange und ich freue mich nun auf den Moment, wo ich auch mit den Druckkorrekturen fertig sein werde und was anderes anfangen kann. Zunächst denke ich einige Symphonien zu machen. So recht eigentlich komponirt habe ich hier noch garnichts, siehe die erste Seite; ich bin gar zu sehr herunter dazu, Du lachtest Dich todt, wenn Du mich so sähest. —

Heut früh kamen vier Mitglieder des Cäcilienvereins, den ich Mittwoch zum letzten Mal dirigirt habe, und brachten mir im Namen des Vereins ein Reise-necessaire, das viel eher einen verkappten Prinzen, als einen Musiker errathen lässt, ein *Non plus ultra* von Pracht und Eleganz, aber ich werde es doch brauchen. Oben drauf steht F. M. B. und Cäcilia, was mir ganz gut gefällt. —

Dieser Brief ist gewiss einer der dümmsten, aber Du bist in Franzensbad und ich soll nach Scheveningen, das ist auch vom dümmsten, wie Droysen sagen würde.“ —

Haag, 9ten August 36.

Felix an seine Mutter:

„Deinen lieben Brief erhielt ich vorgestern und danke Dir von ganzem Herzen dafür. Du siehst aber wohl freilich mehr in meinem letzten Brief, als ich darin sagen wollte, denn wenn Du von meiner Verlobung, meinem Glück, meinen veränderten Lebensplänen sprichst, so ist das Alles noch ganz im Unbestimmten. Aber danken muss ich Dir für die lieben, gütigen Worte, die Du mir über diese blosse Möglichkeit geschrieben hast und die ich fast als Deine Erlaubniss betrachten möchte, so zu handeln, wie ich es zu meinem Glücke nicht anders kann. Dennoch möchte ich diese Deine Erlaubniss, Deine Einwilligung gern bestimmt besitzen, um von dieser Seite nicht mehr von Zweifeln geplagt zu sein; Dich darum zu bitten, ist der Zweck dieser Zeilen eigentlich. Sage mir also, dass Du mir auch jetzt das Zutrauen und die Freiheit schenken willst, deren ich mich schon in früheren Jahren erfreuen durfte, und

Du wirst mich dadurch sehr glücklich machen. Dass ich ein solches Zutrauen nicht missbrauchen will, kannst Du mir glauben und ich habe es auch wohl zuweilen verdient. Bitte, sage mir das, liebe Mutter.

Glaube aber darum nicht minder das, was ich Dir im Anfang schreibe. Ich möchte nur von Dir und Deiner Güte die Erlaubniss, oder die Emancipation haben, die mir das Alter schon seit einigen Jahren gegeben hat, die ich aber eben nun destoweniger von Dir hier entbehren möchte, oder auch nur daran zweifeln. Ob ich aber dann bei meiner Rückkehr nach Frankfurt davon Gebrauch machen kann oder nicht, — das ist, wie gesagt, mir selbst noch das grösste Räthsel. Alles hängt von dem ab, was ich bei meiner Rückkunft dort erleben werde, denn bis jetzt weiss ich nichts davon. Nur das ist gewiss, dass ich ganz Holland, alle Holländer, nebst Seebad, Badekarren, Kursaal und Gästen mit allem Zubehör zu aller Hölle wünsche, ins Pfefferland, und wollte, ich könnte schon wieder zurück. Denn wenn ich jetzt dieses sehr liebenswürdige Mädchen noch einmal zu sehen bekomme, so denke ich, es wird sich bald entscheiden, ob wir einander näher und nahe kommen, oder nicht; bis jetzt eigentlich kenne ich sie wenig und sie mich auch nicht; ich kann Dir darum auch nicht viel über sie schreiben, wie Du es wünschest. Nur das weiss ich zu sagen, dass mir ihre Nähe sehr frohe Tage in Frankfurt jetzt bereitet hat, grade in einer Zeit, wo ich dessen sehr bedurfte und es wenig erwartete, dass sie eine Tochter des lange verstorbenen Pfarrers Jeanrenaud, von ihrer Mutter (einer Souchay'schen Tochter) dort im Hause auf's zarteste und sorgsamste erzogen ist, dass sie mit Vornamen Cécile heisst und mir gar sehr gut gefällt.

Liebe Mutter, ich bitte Dich nur, ängstige und agitire Dich nicht meinethalben, wie Du mir schreibst, sonst machst Du mich mit ängstlich, und ich möchte gern heiteren und ruhigen Sinnes und Blickes diese Sache verfolgen und so unbefangen dabei bleiben, wie sonst wohl, wenn es in meinem Leben auf augenblickliche Entscheidung ankam. Deshalb wünsche ich sehr, dass Du Niemandem, am wenigsten Jemand in Frank-

furt, etwas von dieser Angelegenheit mittheilst, es könnte mir alles zerstören. — Liebe Mutter, antworte mir gleich auf diesen Brief.“

Indess das Seebad nahm auch ein Ende und Felix eilte nach Frankfurt, wo die Verlobung stattfand. Unmittelbar darauf musste er wieder nach Leipzig zurück und konnte also sein Glück nicht lange geniessen. Natürlich war die Begierde und Spannung der Familie, etwas von der Braut zu hören, ausserordentlich gross. Da liefen denn nun von allen Seiten so enthusiastische Berichte ein, dass dadurch nur der Wunsch, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, vermehrt wurde, ein Wunsch, der aber für Alle noch eine ziemliche Zeit unerfüllt bleiben sollte. Aus dem natürlich gleich lebhaft eingeleiteten Briefwechsel möge einiges folgen:

Frankfurt, 13ten Dec. 36.

Felix an Fanny:

„Ja, Du lieber Fenchel, da sitze ich wieder an Cécile's Pult und schreibe Dir und bin ein glücklicher Mensch. Wie ist's weiter zu beschreiben? Weiss gar nicht und bin stumm, aber nicht so wie die Affen am Orinoco, sondern ganz anders. Zuweilen möcht' ich ein klein wenig toll werden, wenn ich an die Visiten denke, die morgen losgehen, es sind deren — — — 163, wohlgezählt! — Was sagst Du nun, Cantor? Und bei meinem Bart, ich muss sie alle machen, trotzdem, dass ich mich so jämmerlich anstelle, wie mir nur möglich. Aber wahrlich, mir ist das auch einerlei — ich bin zu froh. Neben der Cécile habe ich nun die letzten vier Tage hier gelebt und habe noch acht solche vor mir und dabei ist Alles hier im Hause so nett und lieb, und der Karl Jeanrenaud, dessen Bekanntschaft ich jetzt erst gemacht habe, der ist auch so liebenswürdig und gut, wie die Andern, ein gar zu netter Mensch und ausser alledem habe ich eine ganze Menge gute Musik im Kopfe, die Dir alle noch gefallen soll, und so kann ich's wohl dankbar sagen, welch ein glücklicher Mensch ich bin. Lebe wohl etc.“

Berlin, 23. Decbr. 36.

Fanny an Cécile.

„— — Deine Zeichnung, liebe Cécile, hat uns Allen sehr viel Vergnügen gemacht und sehr gefallen, besonders aber Hensel, der gerade, weil er es am besten versteht, jede Intention zu schätzen weiss, und ich kann wohl sagen, ein liebenswürdiges Publikum ist. Du erlaubst mir wohl, meinen Mann ein wenig gegen Dich zu loben, oder vielmehr Dir zu sagen, dass ich ihn wirklich nicht genug zu loben wüsste, so vortrefflich ist er, so dass ich mit Ueberzeugung von ihm, wie Du von Felix, sagen darf, sein Talent ist nicht sein grösster Vorzug und doch wollte ich, Du könntest das Bild sehen, was er jetzt vollendet hat, weil ich glaube, dass sich ebensowohl ein liebenswürdiges Gemüth, als ein schönes Talent darin ausspricht. — —

Aber liebe Kinder! Wie kann man 163 Visiten zu machen haben? das ist ja eine unvergleichliche Thierquälerei! Wir haben gerechnet und gerechnet und herausgebracht, dass, wenn Ihr auch jeden Tag zwanzig macht, was ein Ding der Unmöglichkeit ist, Ihr doch acht volle Tage braucht, an denen Ihr gar nicht leben, sondern nur besuchen könnt — unmenschlich! Ich hoffe, es hat Einer von Euch bei der dritten sich den Fuss vertreten, oder einen Schnupfen bekommen, der gerade ausreicht — weiter nichts. Wenn Ihr Euch diese 163 Visiten recht deutlich und grausam vorstellt und dann denkt, dass Ihr sie nach Eurer Verheirathung abermals zu machen habt, so giebt das vielleicht einen Beweggrund ab, Euch in Leipzig trauen zu lassen, was ich aus verschiedenen Gründen, die mir die Bescheidenheit auszuführen verbietet, sehr zweckmässig finden würde. Ach wäret Ihr morgen hier! Ich denke, es wird recht niedlich werden. Zwei grosse Orangenbäume, welche in unserem Vorzimmer stehen, erleuchten wir durch Lämpchen von ausgehöhlten Citronen, dann kommen die grossen Weihnachtsbäume in unserer blauen Stube, unter Hensel's Schülern machen wir eine kleine Lotterie, natürlich aus lauter Gewinnen bestehend, unsere jungen Leute haben auch wieder ihrerseits einen Spass vor, von dem ich mich aber überraschen lasse, ich weiss

garnichts. Hensel bekommt von mir, o du Malerin, ein Loth ächten Ultramarin, der hier so übermässig theuer ist, dass er sich schon lange keinen angeschafft hat. — Heute Nachmittag nun muss ich poetisch sein, denn morgen ist keine Zeit mehr dazu, da muss aufgebaut werden.“

Leipzig, 31ten Decbr. 36.

Felix an Fanny.

„Liebe Fanny, diese Zeilen sollen Dir und Hensel meinen Dank für Eure liebenswürdigen Albumbeiträge bringen und Euch sagen, wie Ihr mich dadurch erfreut habt. Hättet Ihr sehn können, wie meine Cécile so froh darüber war, wie sie die lieben Blätter den ganzen Abend über nicht aus der Hand liess und sie immer wieder betrachtete, so wäre darin der Dank schon, und auch Ihr hättet Euch daran gefreut. — — O Fanny, das war ein Weihnachtsfest für mich. So hab ich keins erlebt, und werde es nicht wieder; die glücklichsten, liebsten Tage waren mir geschenkt, solche Tage, an denen einem das Leben und Athmen wieder neue Freude und neue Dankbarkeit giebt. Ich kann Euch aber das Alles nicht beschreiben, denn Ihr kennt meine Cécile nicht, wäre das erst! — Man gab mir ihr Portrait am Weihnachtsabend, aber da bekam mein Grimm gegen alle schlechten Künstler neue Nahrung, und ich war nahe daran, dem Maler, B. heisst er, aus Wien, viele Grobheiten zu sagen, und durfte es doch nicht, weil Mme. Jeanrenaud so gut gewesen war und hatte mir eine Freude machen wollen, und weil die Cécile so oft gesessen hatte. Und doch war's schändlich. Wie eine geschmeichelte, gewöhnliche Mamsell sah's aus, und mit so groben Fehlern, dass der Mann ganz verblüfft war, als ich ihm einige davon sagte, und sie mir alle gleich zugab. Es ist zu schlimm, wenn solch ein Kerl selbst da nicht einmal ein bischen poetisch, ich meine natürlich werden kann, und mit seinen affektirten, angenommenen Stellungen und mit weissem Teint und zarten blauen Aeuglein kommt, statt der dunkel-schwarzblauen und dem braunen und rothen Teint und der

ganz natürlichen Cécile. Auf Veit's Portrait bin ich neugierig, denn er macht's nun, ich glaube das wird anders aussehen, obwohl es verzweifelt schwer sein mag, dies bewegliche Gesicht festzuhalten und nachzuahmen. —

Am 4ten Januar 1837. Der ist es nun geworden, und Neujahr, und nun nimm alle meine Wünsche für Euer Wohl und Glück dazu hin. Als ich am vorigen Sylvesterabend traurig vor zwölf nach Hause ging und im Bett zwölf schlagen hörte, da dachte ich wenig, mit welch dankbarer Empfindung ich die letzte Stunde davon gestern verleben sollte, mit welch frohen Hoffnungen die erste dieses neuen. Da dankte ich Gott für all das Gute, und ich weiss, dass Du es mit empfindest, und Dich mit daran freust, wie ich so glücklich bin.“ —

Leipzig, 24ten Januar 1837.

Felix an Fanny.

— — „Ich denke am 17ten März abzureisen nach Frankfurt, und für den 13ten ist die-Kirchenaufführung bestimmt. Ich möchte fast sagen leider bestimmt, denn ich habe doch auch garkeinen Animus jetzt dazu, und es gefällt mir nicht, dass ich so kurz vor meiner Hochzeitsreise solch einer entsetzlichen Hatz entgegengehe. Ich fluche auf die ganze Concert- und Musikwirthschaft hier und muss sie doch mitunter segnen, denn sie ist wirklich lebenswürdig. Du glaubst es nicht, wie viel gute, interessante Erscheinungen solch einen Winter über durch unsern Horizont (den Leipziger) gehen, und wie gern möchte ich, dass Du das mal so mit erlebtest, es würde Dich gar so sehr amüsiren. Vorige Woche spielte Bennett sein C-moll-Concert zum Jubel der Leipziger, die er sich mit dem einen Schlag allesammt zu Freunden und Verehrern gemacht zu haben scheint, denn man hört überall nur Bennett jetzt; im Concert vorher hatte Molique sehr vortrefflich gespielt, nächstens kommt eine neue Ouverture von Spohr zur Tochter der Luft, zu der er, wie er mir schreibt,



Heik M.B.

aus dem weltlichen Cécile. Auf Volt's Portrait bin ich neugierig, denn er macht's nun, ich glaube das wird anders aussehen, obwohl es verzweifelt schwer sein mag, dies bewegliche Gesicht festzuhalten und nachzuahmen. —

Am 4ten Januar 1837. Der ist es nun geworden, und Neujahr, und nun nimm alle meine Wünsche für Euer Wohl und Glück dazu hin. Als ich am vorigen Sylvesterabend traurig vor zwölf nach Hause ging und im Bett zwölf schlagen hörte, da dachte ich wenig, mit welcher dankbarer Empfindung ich die letzte Stunde davon gestern verleben sollte, mit welcher frohen Hoffnungen die erste dieses neuen, Da dankte ich Gott für all das Gute, und ich weiss, dass Du es mit empfindest, und Dich mit daran freust, wie ich so glücklich bin." —

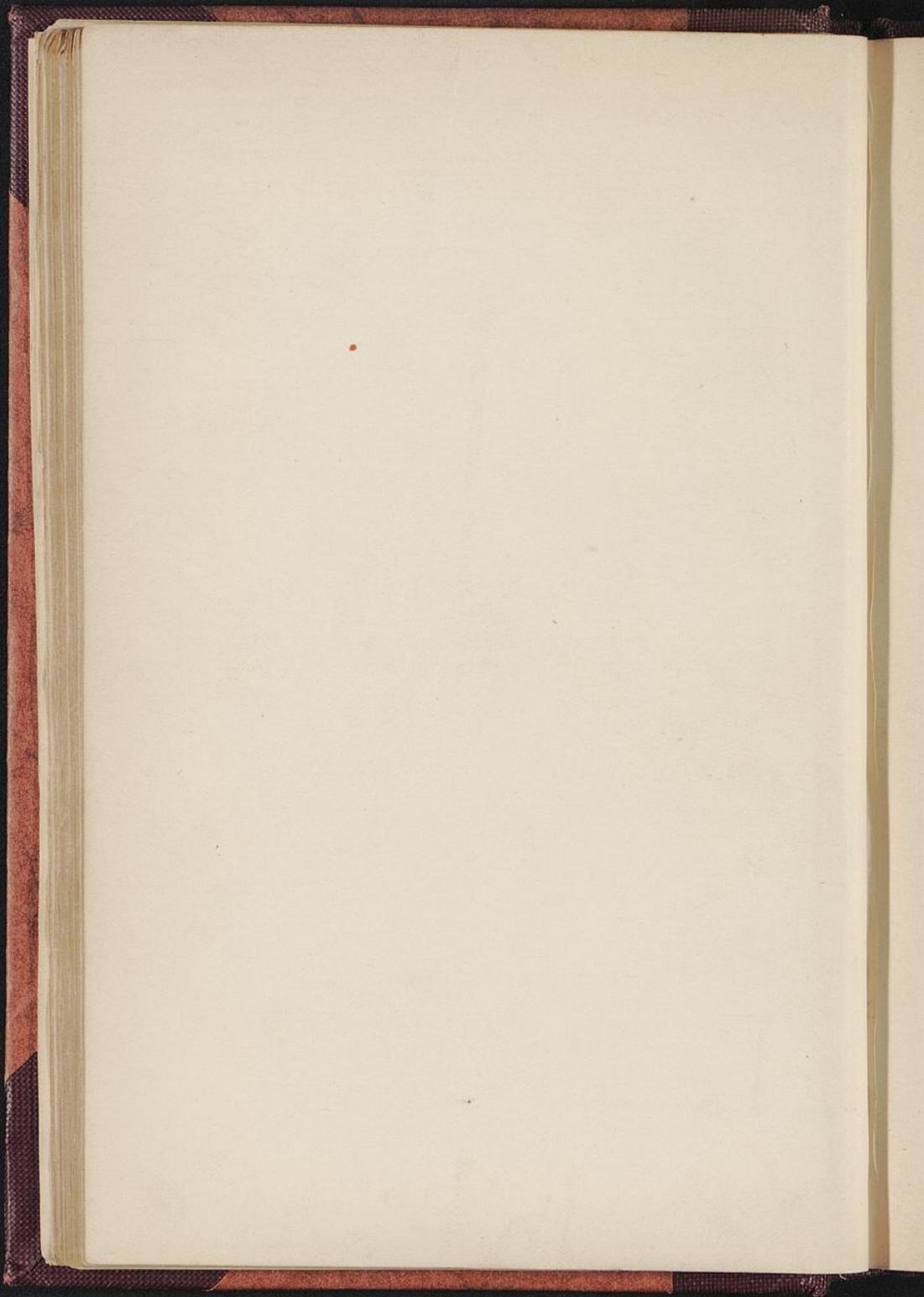
Leipzig, 24ten Januar 1837.

Felix an Fanny.

— — Ich denke am 17ten März abzureisen nach Frankfurt, und für den 13ten ist die Kirchengaufführung bestimmt. Ich möchte fast sagen leider bestimmt, denn ich habe doch auch gar keinen Animus jetzt dazu, und es gefällt mir nicht, dass ich so kurz vor meiner Hochzeitsreise solch einer entsetzlichen Hatz entgegengehe. Ich fluche auf die ganze Concert- und Musikwirthschaft hier und muss sie doch mitunter regnen, denn sie ist wirklich liebenswürdig. Da glaubst es nicht, wie viele ganz interessante Erscheinungen solch einen Winter über dort über den Horizont (den Leipziger) gehen, und wie gern möchte ich, dass Du das mal so mit erlebest, es würde Dich gar so sehr amüsiren. Vorige Woche spielte Bennett sein G-moll-Concert zum Jubel der Leipziger, die er sich mit dem einen Schlag allezeit zu Freunden und Verehrern gemacht zu haben scheint, denn er hört überall zur Bennett jetzt; im Concert vorher hat's Mozart sehr vortreflich gespielt, nächstens kommt eine neue Operette von Spohr zur Tochter der Luft, zu der er, wie er mir schreibt,



Cécile M. B.



durch meine Melusine angeregt worden ist; im Armenconcert kommt eine neue Overture von Bennett, zwei neue von Hiller (der Dich in jedem Brief grüssen lässt) haben wir schon gemacht, und da wir auch nächstens den Faust von Radziwill probiren wollen, und da sich auch Md. Crescini angemeldet hat, so dürft Ihr Berliner garnicht mausig sein.“

Rebecka an Cécile.

11 ten März 1837.

„Ich kann Dir garnicht sagen, liebe Cécile, wie sehr ich mich freue, dass Ihr noch in Leipzig geblieben seid, in unserer Nähe, und Mutter sieht Euch, und Du hörst den Paulus noch. Wäre die Nähe nur nicht auch so weit, oder gäbe es Fernröhre von der Leipzigerstrasse bis zu Reichel's Garten, oder Eisenbahnen, oder wäre ich nicht aus mancherlei Gründen so unbeweglich. Felix, der, unter uns gesagt, das ganze Concert bei der Nase herumführt, oder ihm darauf herum tanzt, könnte sich wohl auf ein paar Tage losmachen und Euch herbegleiten, wenn er nur ernsthaft will, vorausgesetzt, dass Dir diese Begleitung nicht unangenehm wäre. Ihr sollt auch, wie Ihr wollt, entweder alle Herrlichkeiten Berlins im schönsten Licht, oder gar keine Herrlichkeiten sehen, letzteres ist für Berlin sehr vortheilhaft. — Ich wollte übrigens, ich wäre bei Euch und sässe neben Dir im Chor, pausiren und anfangen wollte ich schon. Du singst wohl zum ersten Mal im Chor? Ist das nicht ein herrliches Vergnügen? Ach überhaupt, es geht garnichts über die Musikanten! Was wirst Du noch für Plaisir in den verschiedensten Genres von Felixens Musik haben. Macht er Dir denn auch musikalische Possen vor, oder ist er zu verliebt dazu? Sonst empfehle ich Dir eine Art Präludien *à l'enfant* und mit falschen Schlüssen, über die ich lachen muss, ich glaube, wenn ich am Tode läge. Leider fehlt uns dieses Musikantenleben gänzlich, wir haben garkeine musikalischen Hausfreunde, nur zuweilen bei Fanny die grossen Aufführungen, die denn freilich ausserordentlich schön sind, und nach denen sich jeder

scheut, in Fanny's Gegenwart zu spielen oder zu singen, oder wir spielen uns allein was vor. — — Grüss Felix sehr. Nicht wahr, er sieht nett aus an seinem Pult? Ich sehe gar zu gern, wenn ihm etwas gefällt, und er nickt so vergnügt mit dem Kopfe, als wäre kein Mensch im Saale und macht dabei eine dicke Unterlippe.“ — —

7ten März 1837.

Felix an Fanny.

(Nach Aufführung eines ihrer Lieder in Leipzig.)

„Ich will Dir über Dein Lied gestern schreiben, wie schön es war. Meine Meinung weisst Du zwar schon, doch war ich neugierig, ob mir mein alter Liebling, den ich immer nur im grauen Kupferstichzimmer oder im Gartensaal von Beckchen gesungen und von Dir gespielt kannte, nun auch in dem sehr gefüllten Saal, bei hellem Lampenlicht, nach vieler, lärmender Orchestermusik, die alte Wirkung thun würde. So war es mir ganz kurios, als ich ganz still und allein Deinen netten Wellenschlag anfang, und die Leute mäuschenstill horchten; aber niemals hat mir das Lied besser gefallen, als gestern Abend, und die Leute begriffen es auch und murmelten jederzeit, wenn das Thema am Ende wieder anfängt mit dem langen e, und klatschten sehr lebendig am Schluss. Zwar sang es die Grabow lange nicht so gut wie Beckchen, indess war es doch sehr rein, und die letzten Takte sehr hübsch. Bennett, der auf dem Orchester war, lässt Dich vielmals grüssen und Dir über das Lied sagen, was Du schon weisst, und ich meines theils bedanke mich im Namen des Publikums zu Leipzig und den anderen Orten, dass Du es gegen meinen Wunsch doch herausgegeben hast.“ —

Dieser Brief bezog sich auf ein von Fanny veröffentlichtes Lied. Schon viel früher, in den ersten Liederheften Opus 8 und 9 hatte Felix sechs Lieder von ihr unter seinem Namen herausgegeben, No. 2, 3 und 12 in Opus 8 „Heimweh“, „Italien“, „Suleika und Hatem“, No. 7, 10 und 12 in Opus 9 „Schn-

sucht“, „Verlust“ und „die Nonne“. Dies war unter den nähern Freunden des Hauses bekannt genug, im Publikum galt ihr Antheil an den herausgekommenen Sachen für viel grösser. Anfangs 1837 gab nun Fanny dem Musikhändler Schlesinger ein Lied, welches in einem „Album“ von diesem veröffentlicht wurde, und worüber Felix, ausser jenem schon mitgetheilten Brief, an sie schrieb: „Weisst Du denn, Fenchel, dass Dein A-dur-Lied in Schlesinger's Album Furore hier macht? Dass die neue musikalische Zeitung (ich meine ihren Redakteur, der in meinem Hotel mit isst) für Dich schwärmt? Dass Alle sagen, es sei das Beste im Album, was ein schlechtes Compliment ist, denn wo ist sonst was Gutes? Dass sie es aber wirklich goutiren? Bist Du nun ein rechter Autor, und macht Dir das auch Plaisir?“ —

Gewiss machte es ihr Plaisir; sie hatte den Mangel an liebevollem Eingehn Andrer in ihre musikalischen Bestrebungen das Jahr vorher schmerzlich empfunden; der Zufall wollte es, wie Rebecka an Cécile schreibt, dass sich damals der tägliche Umgang aus lauter unmusikalischen Menschen zusammensetzte, worüber auch Fanny sich am 15ten Juli 1836 klagend gegen Klingemann ausspricht:

— — „Ich lege zwei Klavierstücke, die ich seit Düsseldorf geschrieben, für Sie bei, Sie mögen beurtheilen, ob sie sich eignen, meiner unbekanntem jungen Freundin in die Hände zu kommen; ich überlasse es ganz Ihnen, kann aber nicht unterlassen zu sagen, wie angenehm es mir ist, in London für meine kleinen Sachen ein Publikum zu finden, das mir hier ganz fehlt. Dass sich Jemand hier etwas abschriebe, oder nur eine Sache zu hören verlangte, das kommt kaum einmal im Jahr vor, namentlich seit der letzten Zeit, und seit Rebecka nicht mehr singen mag, liegen meine Lieder durchaus ungehört und ungekannt da, und man verliert am Ende selbst mit der Lust an solchen Sachen das Urtheil darüber, wenn sich nie ein fremdes Urtheil, ein fremdes Wohlwollen entgegenstellt. Felix, dem es ein Leichtes wäre, mir ein Publikum zu ersetzen, kann mich auch, da wir nur wenig zusammen sind, nur wenig aufheitern, und so bin ich mit meiner Musik ziem-

lich allein. Meine eigne und Hensel's Freude an der Sache lässt mich indess nicht ganz einschlafen, und dass ich bei so gänzlichem Mangel an Anstoss von Aussen dabei bleibe, deute ich mir selbst wieder als ein Zeichen von Talent. Und nun genug von diesem uninteressanten Gegenstande.“ —

An denselben schreibt sie, und es beweist, wie gern und freudig sie, was ihr musikalisch von Andern geboten wurde, aufnahm:

16 ten Decbr. 36.

„Wir haben jetzt einen höchst vortrefflichen Klavierspieler, Döhler, hier gehört, mir doppelt wichtig, da ich Thalberg nicht kenne, und also die neuesten Fortschritte der Technik erst durch ihn mir lebendig geworden sind. Ich lerne so gern, und hier giebt es für gewöhnlich leider fast gar nichts zu lernen. Wenn diesem sehr jungen und angenehmen Virtuosen nur ein soliderer Geschmack beizubringen wäre, er müsste ausserordentlich werden. Aber wie bei aller Umwälzung der Musik immer Variationen und wieder Variationen gemacht und gespielt werden können, das ist mir ein Räthsel. — Uebermorgen habe ich Musik, dann führt Weihnachten eine Pause in aller Musik herbei, die nicht Trompete oder Weihnachtsknarre ist. Wären Sie doch hier!“

Der Eindruck, den die sehr vollendete Technik der neueren Spieler auf sie machte, war kein vorübergehender, ja er bewirkte, dass sie ungerecht gegen sich selbst wurde. So schreibt sie an Klingemann 3. April 37: „— — Durch Ideenverbindung komme ich auf Ihren Collard'schen Flügel, den ich sehr goutire und sehr beneide. Ich werde mir wahrscheinlich mein Lebenlang, immer in der Absicht, einen englischen Flügel zu haben, weder den, noch einen andern anschaffen, hab's auch jetzt weniger nöthig als sonst, da ich mir gegen all die modernen Sprühteufel und Tausendsasas in meinem Spiel unbeschreiblich veraltet vorkomme, und mich immer mehr in meinen Käse und mein Nichts zurückziehe.“

Und noch im Sommer 1837 muss diese Unzufriedenheit

mit sich selbst fortgedauert haben, denn Felix schreibt am 13ten Juli an seine Mutter:*)

— — „Das ennuyirt mich aber, dass Fanny sagt, die neue Klavierschule wachse ihr über den Kopf. Das ist ja garnicht an dem. Sie spielt wohl alle die kleinen Kerls in den Sack. — Die können ein paar Variationen und Kunstgriffe gut machen: aber all die Fertigkeit und Coquetterie mit Fertigkeit verblendet selbst das Publikum nicht mehr leicht. Es muss Geist sein, wenn es sie Alle fortziehen soll, und darum höre ich vielleicht D. lieber eine Stunde lang, als Fanny eine Stunde lang — aber nach acht Tagen kann ich ihn nicht mehr vor langer Weile anhören, und dann fange ich erst an, mich in das andere Spiel hineinzuhören, und das ist das Rechte. Alles das macht eben nicht mehr, wie Kalkbrenner zu seiner Zeit, und geht noch während ihres Lebens vorüber, wenn nicht etwas Besseres als Finger dabei ist. Das hat aber Fanny, und darum braucht sie sich vor Keinem von allen Denen zu fürchten.“ —

Wilhelm Hensel war von jeher sehr für den Gedanken der Veröffentlichung von Kompositionen seiner Frau eingenommen gewesen, und es ist erklärlich, dass er in seiner Ansicht durch den Erfolg jenes kleinen Versuches bestärkt wurde und weitere Fortsetzung wünschte. Ihre Mutter dachte ebenso und verlangte im Sommer 1837 von Felix, er möge seinerseits zum Herausgeben zureden. Aber Felix' Ansicht über das Herausgeben im Allgemeinen war durch diesen vereinzelt Erfolg nicht im Mindesten erschüttert und er lehnte das Ansinnen, ihr zuzureden, ab.

Fanny, die eigentlich selbst zum Publiciren keine grosse Lust hatte und es nur eben ihres Mannes wegen gethan hätte, liess sich denn auch leicht und gern von dem Gedanken abbringen. Derselbe tauchte erst viel später wieder auf und wurde in geringer Ausdehnung ausgeführt.

Felix war mit Jeanrenaud's Ende März nach Frankfurt a/M. zurückgegangen, wo die Hochzeit stattfand. Das junge

*) Felix'sche Briefe.

Paar machte eine Hochzeitsreise nach dem oberen Rhein und Schwaben. Von der frohen, ruhig glücklichen Stimmung, die bei Felix eingekehrt war, und durch den wohlthätigen Einfluss der Frau jetzt zur herrschenden in ihm wurde, möge folgender Brief Zeugniss geben:

Freiburg, im Breisgau, 10ten April 37.

„— — Du erinnerst Dich wohl noch, wie wir damals im Regen in den Dom liefen und ihn bewunderten, mit seinen dunkelen, bemalten Fenstern; aber die Lage der Stadt konnten wir damals garnicht sehen, und was Schöneres ist mir nie vorgekommen, kann ich mir auch garnicht erdenken; so friedlich und reich, und auf allen Seiten viel schöne Thäler und auf allen Seiten Berge, nahe und weite, und Ortschaften soweit das Auge reicht, und schöne, nett gekleidete Menschen, überall rauschende Bergwasser in allen Richtungen, dazu rings umher im Thal das erste Grün und auf den Bergen der letzte Schnee — Du kannst Dir denken, wie wohlthuend das Alles ist; und wenn ich nun mit meiner Cécile den ganzen Nachmittag heut im warmen Sonnenschein langsam spazieren gehe, überall stehen bleibe und mich umschaue, und mit ihr von Zukunft und Vergangenheit spreche, so kann ich's wohl dankbar sagen, welch ein glücklicher Mensch ich bin.

Ich habe vor, sehr fleissig zu sein. Ich möchte gern mancherlei Neues zu Tage bringen, und ordentliche Fortschritte machen; dazu scheint mir's aber nothwendig, dass ich all' das aufgehäuften Alte erst einmal fortarbeite, und das will ich denn den Sommer über thun, will viele alte Pläne ausführen, und die, die nicht bis zum Winter ausgeführt sind, über die will ich dann weg und sie sollen liegen bleiben. Drei Orgel-Präludien habe ich in Speyer gemacht, die werden Dir, hoffe ich, gefallen; auch ein Heft Lieder ohne Worte ist zum Druck beinahe fertig, ich denke aber nicht so bald wieder welche herauszugeben, und lieber grössere Sachen zu schreiben. Mit einem Violinquantett bin ich fast fertig und will dann ein zweites anfangen; es arbeitet sich jetzt gar zu schön und lustig.

Wir denken noch wenigstens acht Tage hier zu bleiben und die Exkursionen in die umliegende Gegend zu machen, dann wahrscheinlich über Heidelberg nach Frankfurt zurück. Wenn ich in diesen Tagen die Schneeberge der Schweiz, die alten Freunde, sehen werde, so wird mir's schwer fallen, nach Norden umzukehren und doch wird's diesmal wohl nicht anders sein können. Cécile will Platz behalten, ich schliesse darum."

Den übrigen Theil des Sommers bis zum Musikfest in Birmingham brachten „die Felicier,“ wie Fanny das Paar immer nannte, in Frankfurt und Bingen zu. Vor dieser Reise nach England „graulte“ sich Felix sehr, er schreibt an seine Schwester, indem er ihr ein Seebad empfiehlt:

„— — Wenn Du Dich von Hensel nicht trennen willst, so denk an mich, der ich in wenig Wochen allein nach England gehen soll und Cécile hier lassen und bin noch keine vier Monat verheirathet und muss es doch thun. Und bloss einem Musikfest zu Liebe, — da ist noch ein Seebad ein anderer Grund. — Es wird eine wahre Hetze auf dem Musikfest werden, vier Tage dauert es, und bis jetzt habe ich nicht weniger zu thun, als den ersten Tag Orgel zu spielen, den zweiten Paulus zu dirigiren, den dritten Klavier zu spielen und den vierten zum Schluss wieder Orgel zu spielen. Ausserdem ist noch die Rede davon, meinen neuen Psalm „Wie der Hirsch schreit“ und meinen Sommernachtstraum zu geben. Ausserdem giebt noch Neukomm eine grosse neue Kantate: „*The ascension*“. Ausserdem will er mehrere Sachen aus der Bach'schen Passion singen lassen, wozu er, wie man hier sagt, viel Posaunen gesetzt hat. Ausserdem werden die italiänischen Sängler singen. Ausserdem ist noch der ganze Messias. Ausserdem noch in jedem Concerte eine Symphonie und eine Ouverture. Und es dauert bis zum 22sten September und den 30sten soll ich in Leipzig Probe halten und den 10ten Oktober ist das erste Abonnements-Concert. Gottsschock! das ist kein Spass. Aber vielleicht macht der Tod des Königs von England noch einen Strich durch die ganze Rechnung.“ —

Dieser Strich durch die Rechnung wurde aber nicht gemacht und Felix musste reisen. In allen Briefen aus dieser

Zeit findet sich, bald leise anklingend, bald stark betont, die Klage, dass das „Aufführen“ und Dirigiren einen grossen Theil seines Reizes für ihn verloren habe und er sich mehr und mehr davon wegsehnt, und zum eigenen Arbeiten, zum Komponiren, zum zu Hause sein hingezogen fühlt. Alle die äusserlichen Erfolge hatten von jeher nicht allzuviel Reiz für ihn gehabt; jetzt aber, wo seine Häuslichkeit anfang, ihm eine ganz neue Welt aufzuthun, wendet er sich von jenen Aeusserlichkeiten immer mehr ab, und bereut die Zeit und die ungeheure Anstrengung, die sie kosten. Und die war bei diesem Birminghamer Musikfest sehr gross, der Erfolg allerdings auch so durchschlagend wie noch nie. Er war der recht eigentliche „Held“ dieses Festes; und was die Engländer an Enthusiasmus leisten können, wenn sie wollen, das ist fabelhaft. Und nach den Aufregungen des Festes, von denen Felix schreibt: „man brauchte einiges Fischblut, um nicht zu bersten“, musste er unmittelbar die Rückreise antreten, sechs Tage und fünf Nächte nach Frankfurt zu Cécile; dann mit dieser in langsamerem Tempo in drei Tagen nach Leipzig; hier kam er Mittags um zwei an und um sechs dirigierte er das Abonnementsconcert, „die Posaunen und Pauken strengten sich so an, dass mir allerdings am Schluss des Concerts etwas caput zu Muthe war“, schreibt er an seine Mutter. Kein Wunder, dass er sich nach häuslicher Ruhe sehnte.

Es muss daran erinnert werden, dass noch immer die Schwestern Cécile nicht kannten. Dadurch hatte sich, namentlich bei Fanny, eine Art Verstimmung festgesetzt; sie glaubte, es hätte sich wohl schon eine Gelegenheit finden lassen, Cécile nach Berlin zu bringen. Ende August kamen die Woringen'schen Mädchen mit dem alten Präsidenten nach Berlin, und da natürlich die Familie Alles aufbot, sich in Etwas für die oft genossene Gastfreundschaft zu revanchiren, so gab es eine sehr muntere und bewegte Zeit. Es wurde viel und gute Musik gemacht; überhaupt wuchsen die Sonntagsmusiken, sowohl was die Anzahl der Mitwirkenden, als die der Zuhörer, und die Grösse der in Angriff genommenen Werke betraf, immer mehr und mehr. Sie fingen beinahe an, den Charakter

einer freundschaftlichen Vereinigung zu verlieren; denn es kam wohl vor, dass Anwesende, mitgebracht von kurz vorher selbst Mitgebrachten, sowohl Wilhelm als Fanny ganz unbekannt waren, sodass die Zuhörerschaft meistens aus andern als den Leuten bestand, mit denen sie eigentlich umgingen, und sich förmlich fremde Coterien bildeten; den Singenden blieb kaum Platz zum Stehn, geschweige zum Sitzen, und die Ueberfüllung der Räume steigerte sich ins Unerträgliche.

Mit Ausnahme der Sing-Akademie existirte damals keins der Institute, die heut in so grosser Anzahl für die Aufführung guter Musik in Berlin sorgen, und die Sing-Akademie beeilte sich nicht allzusehr, neue oder unbekannte alte, gute Sachen in ihr Repertoire aufzunehmen.

Nach einigen Wochen eines sehr angenehmen Aufenthalts machten sich Woringen's wieder reisefertig: sie wollten über Leipzig zurückgehn, und bei dieser Gelegenheit kam denn Fanny's Stimmung gegen die „Felicier“ zur Aussprache, die auch in Briefen an diese selbst durchschimmert. So schreibt sie am 5. Oktober 37 an Cécile:

„— — Ihr seid aber eigentlich recht böse Leute, dass Ihr einem noch nicht einmal mit zwei Worten Eure Ankunft in Leipzig angezeigt habt. Wenn ich nun nur einmal von Felix zu hören bekäme, dass er aus der Unruhe kommt; diese ewige Hetze, in der er Jahr aus Jahr ein lebt, macht mich, die ich mich in der tiefsten Ruhe befinde, athemlos, wenn ich nur daran denke. Das wird wohl eins der grossen Verdienste sein, die Du Dir um ihn erwerben wirst, liebe Cécile. Vom Birmingham-Musikfest haben wir von allen Seiten gehört und gelesen. Ich glaube aber, nach allen Beschreibungen zu urtheilen, dass ein rheinisches tausendmal hübscher ist. Wie nobel und einfach ist so ein Düsseldorfer Musikfest, oder ein Heidelberger, wo sie voriges Jahr die Jahreszeiten in der Schlossruine aufgeführt haben. Allerdings ein gewagtes Unternehmen, aber wenn es gelingt, muss es einen reizenden Eindruck machen. Auf Felixens Concert bin ich sehr neugierig, wird es bald gedruckt, damit man es doch auch kennen lernt? Wenn ich Felixens Sachen zuerst gedruckt gesehn, verhalte

ich mich immer dazu wie das Publikum, d. h. ich beurtheile sie ohne alle Vorliebe; da kann ich denn immer nicht umhin, mit Wehmuth an die Zeit zu denken, wo ich die Sachen kennen lernte, sowie sie eben entstanden. Es ist doch ein ander Ding und ärgerlich, dass es im Buch des Schicksals verzeichnet stand, dass wir nicht zusammen leben, sondern, dass er seit acht Monaten eine Frau haben sollte, die ich nicht kenne. Ich muss Dir nur sagen, wenn jetzt Jemand kommt und mir von Deiner Schönheit erzählen will und von Deinen Augen, so schnauze ich ihn an! Gehört habe ich genug davon, schöne Augen aber will man nicht hören. — —“

Indessen, wie es mit solchen Stimmungen zu geschehn pflegt: sie bestehn eigentlich nur, so lange sie der Mensch mit sich herumträgt, einmal ausgesprochen, haben sie ihren Stachel verloren. Woringen's liessen das auch garnicht gelten und beredeten Fanny zur Reise nach Leipzig, wo sie nun endlich die schönen Augen sehn sollte, von denen sie so viel gehört. Der Eindruck war natürlich derselbe wie auf Alle. Sie schreibt, aus Leipzig zurückgekehrt, an Klingemann: „Dass ich meine Schwägerin nun kenne, hat mir allerdings einen grossen Stein vom Herzen gewälzt, denn ich kann nicht läugnen, dass Unbehagen und Missstimmung in dieser Beziehung sehr in mir überhand genommen hatten. Sie ist aber ein so lebenswürdiges, kindhaft unbefangenes, frisch erquickliches, immer gleich und heiter gestimmtes Wesen, dass ich Felix nur glücklich preisen kann, sie gefunden zu haben, da sie ihn unaussprechlich liebt, ihn aber dabei nicht allzusehr verzieht und seiner Launenhaftigkeit mit einem Gleichmuth begegnet, der sie ihm am Ende vielleicht gar abgewöhnen wird. Ihre Gegenwart hat etwas von frischer Luft, sie ist so leicht, klar und natürlich.“

Der gute Eindruck muss übrigens ein gegenseitiger gewesen sein, wenigstens schreibt Fanny an Cécile am 21sten Novbr. 37: „Was Du mir Freundliches sagst, liebe Cécile, hat mich gar sehr erfreut, denn ich habe mir wohl nicht leicht in meinem Leben mehr gewünscht, einen guten Eindruck zu machen, als Dir gegenüber, und Deine lieben Worte und Deine Aufrichtigkeit lassen mich hoffen, dass dies wirklich geschehn sei.

Da man nun die Frauen eigentlich in ihrem Hause sehn muss, werde ich Dir mit noch mehr Zuversicht entgegenreten, wenn Ihr uns hier besucht, und hoffe gewiss, es Euch dann recht angenehm machen zu können; wie freue ich mich auf die Zeit.“

Der Winter 1837/38 verging ohne besondere Vorfälle. Hensel beendete ein grosses Bild, Christus in der Wüste, Fanny spielte einmal zu einem wohlthätigen Zweck öffentlich, worüber sie an Klingemann am 27sten Febr. schreibt: „Vorige Woche hat hier in der eleganten Welt ein Concert grosses Aufsehn gemacht. Es ist nämlich, wie es an andern Orten häufig geschieht, ein Dilettantenconcert zum Besten der Armen mit verdoppeltem Eintrittsgeld gegeben worden, wobei die Chöre fast von lauter Gräfinnen, Gesandtinnen und Offizieren gesungen wurden. Da war ich vornehme Frau denn auch dringend gebeten worden, zu spielen, und habe zum ersten Mal in meinem Leben öffentlich gespielt und zwar Felixens Concert aus g-moll. Ich habe mich garnicht geängstigt, meine Bekannten waren so gütig, es für mich zu thun, und das ganze Concert, so elend das Repertoire auch war, hat so viel Neugier und Interesse erregt, dass die Einnahme 2500 Thaler betrug.“ —

Im Frühjahr 1838 reiste Paul mit seiner Frau zur Taufe des ersten Sohnes von Felix nach Leipzig. Das Versprechen des Letzteren, einige Zeit in Berlin zuzubringen, erregte die lebhafteste Freude, und Fanny schrieb darüber:

„— — Felix, vergiss meinen Bach nicht, und dann höre mal (Cécile, Albertine, Paul, wer wird ihn erinnern?), hast Du die neuen Moscheles'schen Etuden und willst sie mir durch Paul schicken und sie Dir dann selbst wieder abholen? Ich werde Dir sehr verbunden sein dafür. Ueber Deine hiesigen Wohnangelegenheiten bekommst Du nächstens einen eigenen Brief. Die sieben Städte Griechenlands streiten um Dich, und die freundlichen Schwestern sind im Begriff, feindliche Brüder Deinetwegen zu werden, Du sollst hören und erfahren. Lieber Felix, komponirt habe ich diesen Winter rein garnichts, musircirt freilich desto mehr, aber wie einem zu Muth ist, der ein Lied machen will, weiss ich garnicht mehr. Ob das wohl

noch wieder kommt, oder ob Abraham alt war? Was ist übrigens daran gelegen? Kräht ja doch kein Hahn danach und tanzt Niemand nach meiner Pfeife. Wirst Du denn die Leute beglücken und ihnen einmal was hier vorspielen am Sonntag? Oder soll ich meine Bude so lange schliessen? Kinder, wie freue ich mich auf Euch! Der Garten wird dann auch schon hübsch sein, und so Gott will, führen wir ein lustig Leben. — Adieu, Geschwistervolk, Alles grüsst Euch und hat Euch lieb.“ —

Und es wurde ein lustiges Leben, einen grossen Theil des Sommers im Hause und im Garten mit Felix und den Seinen, und das langentbehrte Zusammenleben wurde sehr genossen. Dagegen war Hensel seit dem 27sten Mai auf einer englischen Reise abwesend, die er mit den Bildern der Mirjam und des Christus angetreten hatte, um dies Land, auf das durch Felix, Klingemann und andere Freunde die Augen der Familie oft gerichtet waren, kennen zu lernen und selbst dort bekannt zu werden.

Für den ersten Zweck war die Zeit sehr günstig gewählt; das Jahr vorher war der alte König Wilhelm IV. gestorben, und die Krone Grossbritanniens auf das Haupt der 18jährigen Victoria gekommen. Die Krönungsfeierlichkeiten, welche durch allerhand Zufälligkeiten verzögert worden waren, fanden während Hensel's Anwesenheit in London statt, so dass ihm die Gelegenheit wurde, viel Interessantes zu sehn. Weniger günstig war der Moment für die andern Zwecke, gesehen zu werden und, was ihm sehr am Herzen lag, einen guten Kupferstecher für einige Bilder zu gewinnen. Die Krönung, und nichts als die Krönung lag den Engländern im Kopf und den Kunsthändlern speciell war für den Augenblick kein Bild anziehend, was nicht in irgend einem Zusammenhang mit dem grossen Tagesereigniss stand.

Hensel, der im Ganzen ausserordentlich schreibefaul war, hat von dieser Reise, der ersten grösseren Trennung von Hause, sehr eingehende und ausführliche Briefe geschrieben, von denen einige Auszüge folgen mögen.

Die junge Königin hatte gewünscht, seine Bilder zu sehen,

und *Buckingham Gallery* als den Platz bezeichnet, wo sie aufgestellt werden sollten. Er schreibt nun: „Was kriegt' ich für einen Schreck, als ich da hineintrat und die schönen Rubens, Van Dyks, Rembrandts etc. sah, und nun meine Sachen dazwischen stellen sollte! Aber was half's, ich musste mich der Feuerprobe unterwerfen, und wenigstens ist dieses „Muss“ mir instruktiv gewesen. Du weisst, wie ich die heilsamen Mortificationen für Künstler predige, und immer, wenn auch mit Schauer, gewünscht habe, mal meine Geschöpfe unter denen der alten Kunsthelden zu sehn. Als meine Sachen aufgestellt waren, hatte ich noch eine halbe Stunde Zeit, die Gallerie zu beschen, und wenn ich in das Beste eingedrungen war, sah ich meine Bilder an und erliess mir keine Demüthigung, die mir nützlich sein konnte, ich wusste wohl, solche Schule würde mir vielleicht nicht wieder geboten. War ich aber auch gedemüthigt, so war ich doch auch erhoben zugleich, ich sah, dass Manches errungen war, und fühlte deutlich und sicher, dass mehr zu erringen sei, wenn Gott und Glück Zeit und Gelegenheit geben.“

Das Bild der Mirjam ging in den Besitz der Königin von England über und die Herzogin von Sutherland, die eine Kopie haben wollte, was Hensel abschlug, bestellte ein andres Bild, auf dem die eine Figur des Mirjambildes die Hauptrolle spielen sollte. Auch Lord Egerton bestellte ein grosses Bild aus dem Leben des Herzogs von Braunschweig, welcher auf dem berühmten Ball in Brüssel am Vorabend der Schlacht von Waterloo die ersten Kanonenschüsse hörte und dann in der Schlacht fiel. Dieser Moment auf dem Ball nach Byron's Childe Harold Canto III. Stanza 21—23 sollte der Gegenstand sein. — Beide Bilder beschäftigten Hensel das nächste Jahr. —

Die Krönung beschreibt er folgendermassen:

London, 28sten Juni 38. Coronation.

„Alles ist vorbei, und die Königin gekrönt. Eben sahe

ich das helle Kind aus der Pforte kommen*) und alte Zeit wurde neu, als die mittelalterlich gekleidete junge Königin durch die an dem grauen Gemäuer stehenden rothen Hellebardiere schritt. Es war ein ganz hübsches Bild, und grade mit Sonnenblick. Möge es ein gutes Omen für ihre Regierung sein! — Jetzt nun nichts mehr; ich komme eben, sechs ein halb Uhr, ganz abgetrieben zu Haus, will nun schnell zum Dinner, dann noch Abends durch Stadt und Volk, welches letztere ich heute besonders kennen zu lernen gedenke.

Den 29sten. Also London ist lange, und vorzüglich gestern, toll gewesen, und heut ist es abgespannt und schläft. Fünfmahlhunderttausend Fremde waren, nach der Angabe eines Ministers, zugeströmt, und selbst das weite London konnte kaum die Zahl der Gäste fassen. Wohl dem, der schon untergekrochen war! Uebrigens ist bei alledem kein Mangel hier gewesen; ganze Züge irländischer Ochsien zogen durch die Strassen, von ungeheuern Mass und Gewicht, was sich denn doch alles auf Schüssel und Teller bringen liess, oder auch aus blosser Faust genossen wurde. Damit aber auch für das Auge gesorgt sei, kamen Wälder und Gärten in London an, um Häupter, Busen und Balkone zu schmücken: Shakespeare's wandelnder Wald wurde wahr. Selbst von Russland sollen Blumen gekommen sein, und Eis von überall, wo es gefroren hat, was ja überall gewesen ist. Die Vorbereitungen waren sonst lustig zu sehn, aber zu gehn oder zu fahren, musste unter die Verzweiflungen des Lebens gerechnet werden; da ich nun viel fahren muss, um den Weg zu finden, fuhr ich schlecht, und brauchte überall das Dreifache der Zeit. Die Kommunikation war als unterbrochen anzusehn, da Jedermann, der nicht zu Jedermann gezählt werden wollte, das Durchdrängen scheute. Gestern von vier Uhr Morgens (in London!!!) rollten nun schon die Wagen, die armen kleinen vornehmen Kinder waren aus den Laken in *Dress* gestopft, um vor dem Andrang an ihre verschiedenen Plätze befördert zu werden.

*) Der Brief trägt als Vignette eine Skizze der Westminster Abtey-Pforte.

Um sieben ein viertel Uhr fuhr ich mit Lady Sandon ab; unsere Plätze waren vortrefflich, dicht am Portal der Abtey, Westminster-Hospital. Eigentlich hatte ich zwischen zwei Bündeln Heu gestanden, indem Benedict's mich auch eingeladen hatten, bei ihnen in Piccadilly die Prozession zu sehn, wo ich Lablache, die Grisi etc. getroffen hätte, doch konnte ich es Lord Sandon nicht füglich abschlagen, seine Frau zu führen, da er selbst mit der Kammer erscheinen musste.

Nachdem wir einige Zeit das Volk betrachtet hatten, wie es wuchs und schwoll, und ich Einiges skizzirt, kamen die Wagen der Peereses und Peers, welche nicht im Zuge waren, nach einander an, einige gezischt, andre, z. B. Wellington, sehr applaudirt. Das Volk war übrigens im Ganzen gesittet, wenn auch aufgeregt, aber zum ersten Mal habe ich die hiesige Polizei, ohne eigentlichen Anlass, brutal gesehn. Die Masse, von hinten gedrängt, konnte wirklich nicht anders, als die ihr bestimmten Grenzen überfluthen, und nun hieben die Konstabler mit ihren Stöcken ohne Ansehn der Person drein, rissen einzelne Leute an ihren Kleidern heraus, um sie an einer andern Stelle, wo sie doch wieder ebensoviel Platz einnehmen mussten, hineinzustossen, kurz, es war ein ganz zweckloses Einschreiten, und viel besser benahm sich die Kavallerie, wo sie einschreiten musste. Wir, von unsern privilegierten Plätzen aus, konnten das ganz gemächlich überschauen, wenn sich das Herz nicht umgekehrt hätte, bei der Noth unter uns. Eine Dame mit grünem Schleier wurde über die Köpfe der Menge ohnmächtig weggetragen; in dem Gewirre suchte ein besoffenes Weib mit blossen Schultern und fliegendem Haar zu tanzen und kreischte der Polizei, die sie hindern wollte, nur immer ihr „Coronation“ entgegen. Ein humoristischer Nachbar brachte sie endlich besser mit vertraulichen Witzen und schalkhaften Ohrfeigen weg. Ueberhaupt finde ich, dass man hier viel mehr trunkene Weiber als Männer sieht, es ist unglaublich, was sie von Whisky hinunterschütten können. Wir selbst brauchten zu solchen Mitteln keine Zuflucht zu nehmen, im Innern des Lokals war für Kaffee, Thee, Eier etc. gesorgt, und später, während die Ceremonie in der Kirche war,

auch für ein vollkommenes Frühstück mit Beef, Schinken, Gelées, Eis, wofür man keinen Penny zu bezahlen hatte, da alles schon in den Einlasskarten mit eingerechnet war, und also anständigerweise gar kein Geld erblickte, sondern das Ganze den Anstrich einer Gesellschaft hatte. So ist der Krönungstag also der wohlfeilste meines Londoner Aufenthalts geworden. Dreiviertel nach elf Uhr kam der Anfang des Krönungszugs bei Westminster an, und eine Stunde darauf war Alles in der Kirche eingepfercht. Den Zug beschreib' ich Euch nicht, weil die Zeitungen es thun, und ich halte mich daher nur an Einzelheiten. So war es schön, wie der Takt eines ganzen Volkes in Beifall ausbrach, als der Marschall Soult erschien; dass es dem Helden und ehemaligen Feinde, und nicht der französischen Nation galt, bewiess sich dadurch, dass man den General Sebastiani ganz ruhig vorüberliess. Auch dem österreichischen Gesandten wurde lauter Beifall, was wohl nicht blos der Pracht seines Aufzuges zuzuschreiben war, in welcher der belgische Ambassador, Fürst Ligne, gleichen Schritt hielt, ohne jedoch gleiche Erndte zu halten. Uebrigens konnte man nichts Blendenderes sehen, all die schönen Pferde mit den reichen Geschirren, goldstrotzenden Wagen und Dienern, und den geschmückten Leuten drin, alles das durch graue Gebäude und Massen unscheinbaren Volks unter grauem Himmel eingerahmt, den nur zuweilen Sonnenstrahlen durchschossen; erst hatte es sogar geregnet. Als nun gar der ganz goldene, märchenhafte Wagen der Königin, mit lebensgrossen dreizackschwingenden Tritonen und der grossen Krone Englands oben, ankam, und links und rechts das feine Kind daraus niederneigte, und in einem Augenblick die Masse des Volks durch den Wellenschlag wehender Tücher und geschwungener Hüte überdeckt war, und ein ungeheures Brausen von Beifall durch Glockenläuten, Musik und Kanonendonner schlug, musste man sich wirklich anfassen, um überzeugt zu sein, dass man nicht in Tausend und Eine Nacht hinüberträumte. Darauf dann die plötzliche Stille, Kirchenstille, als die Königin in die Kathedrale gegangen war. Ich ging unter das Volk, an das Portal der Kirche, sah in die feierliche Dunkelheit hinein, und

durch meine unwillkürliche Rührung arbeitete sich nun ein gut Stück derben Humors hindurch, als ich die ausstaffirten, modern-cinquecentischen Hellebardiere in der Nähe sah, mit den rothen Küchengesichtern und den Nasen, die nach Beef schnüffelten, und von Whisky und Claret erzählten, so dass ich mit sicherem Auge in die Volkshaufen schauen und mir Gruppen für mein Skizzenbuch herausholen konnte; ich habe ein ganzes Büchlein vollgezeichnet, doch aber den grossen Unterschied zwischen englischen und italiänischen Bewegungen bemerken müssen; wie ganz anders eine Papstkrönung, oder auch nur Benediktion in Rom! — Einige sehr schöne Anordnungen und Effekte von geschmückten Balkonen, Dächern mit Frauen, gegen die Luft etc. fand ich und merkte sie mir, wenn ich mal einen englischen Paul Veronese malen sollte; es giebt hier eine Art Luftwirkung, wie nirgend sonst, aber sie muss behutsam angewendet werden, sonst ist man gleich mit der jetzigen englischen Schule auf demselben Punkt.

Beim ersten Kanonenschuss, der den Moment der Krönung bezeichnete, begab ich mich zu Lady Sandon zurück, und nun sahen wir das Ganze sich zurückbewegen. Ich habe doch wieder einen poetisch malerischen Eindruck für immer bekommen, und wärest Du mit mir gewesen und hättest ihn getheilt, so wäre es mir nicht manchmal so unharmonisch schwarz durch die Seele gezogen, und besonders hätte ich nicht einen so fatalen Abend gehabt, wo ich, bei aller Lust um mich her, in einem unbeschreiblichen Katzenjammer war.“ —

Das Berliner Familienleben war in diesem Sommer höchst erquicklich, trotz des entsetzlichen Wetters, das die Benutzung des Gartens und Gartensaals selbst zur Unmöglichkeit machte. Felix komponirte viel, Cécile malte und zeichnete; Fanny nannte das den doppelten Kontrapunkt ihrer eigenen Ehe. — Ihre Gedanken waren aber fortwährend in England und — mit Plänen zu einer italiänischen Reise beschäftigt, die gleich nach Hensel's Rückkehr angetreten werden sollte. Ihre Briefe an ihn sind ganz voll davon, sie jubelte in dem Gedanken, dass nun endlich ihr Lieblingswunsch in Erfüllung gehen sollte. — Das friedliche Stilleben störte eine Masernepidemie, die

Alt und Jung ergriff und Felixens zur übereilten Abreise von Berlin, Hensel zur ebenso übereilten Rückkehr trieb. Fanny meldet seine Ankunft und die weiteren Pläne an Klingemann unterm 18. Septbr. 1838:

„Ich will Ihnen, werther Freund, nur mit wenigen Worten Hensel's glückliche Ankunft anzeigen, er kam, da er wegen Mangels an Beförderungsmitteln einen Tag in Hamburg verweilen musste, gestern früh wohlbehalten hier an; wie gross unsre beiderseitige Freude war, nach so langer Trennung, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu schildern. Dass die Nachricht von den hiesigen Masern ihn in einen so panischen Schrecken und in Folge dessen auf's Dampfboot getrieben, das lag ausser aller möglichen Berechnung, da ich ihm die Krankheit mit jeder denkbaren Beruhigung so überaus leicht schilderte, wie sie wirklich gewesen ist. Es ist und bleibt aber wahr, die vertrautesten Personen wissen oft die Wirkungen eines Briefes nicht zu berechnen; das geschriebene Wort ist so anders als ein gesprochenes. Einstweilen haben wir uns nun unsre nächste Zukunft sehr reiflich überlegt, und nach genauer Prüfung des Guten und des Besseren gefunden, dass es rathsam sei, unsre noch für diesen Herbst projektierte italienische Reise für jetzt aufzugeben, und statt dessen nächste Season wieder in London zuzubringen. Ich werde ihn begleiten und dann die Freude haben, Sie und manche Freunde wiederzusehen und manche 'andre, mir unbekannter Weise Befreundete kennen zu lernen. Was das Letztere betrifft, so verhehle ich mir nicht, dass ich einen schweren Stand haben werde, da man in mehr als einer Beziehung Erwartungen von mir hat, denen ich nicht entsprechen kann. Ich verstehe nicht, mir selbst zu schmeicheln, und habe, wenn man mir's auch nicht anmerkt, eine natürliche Blödigkeit, die nicht wenig gesteigert werden wird durch 'das Bewusstsein, die Freunde meines Mannes erwarten mich als eine Prophetin, eine Heroine, und es kommt ein Knirps. Ich weiss wohl, dass dies nur den ersten Eindruck betrifft, aber Sie werden mir zugeben, dass es beschämend ist. — Ich habe fortwährend die Freude, Interessantes und Erfreuliches aus London zu hören, und den

grössten Genuss an Hensel's mitgebrachten Zeichnungen. In die Gräfin D. bin ich ganz vernarrt, und sehe mir ihr himmlisches Gesicht wohl zehnmal des Tages an. Sie werden meine uninteressirte Seele daran erkennen, dass es mich freut, wenn mein Mann eine solche Schönheit zeichnet; so schön zu sein, das ist aber auch eine besondere und beneidenswürdige Gabe des Himmels. Schade, dass diese seltene Frau fast jedes Lebensglück entbehrt! —“

Berlin, 9ten Oktober 1838.

Fanny an Cécile!

„Liebe Cile! Ich kann Dir nur drei Worte schreiben, um Dir zu Deinem Geburtstage Glück zu wünschen, oder vielmehr Felix, der offenbar viel mehr Freude noch von Deinem Leben hat, als Du, dann muss ich ausgehn, und 27 Kühen die Schwänze aufbinden, u. A. Fanny J. besuchen und auf morgen Mittag einladen, ist Dir das Kuh genug? Also zwischen 3 und 4, wenn dieser Brief ankommt, haben wir einige langweilige Leute zu Tisch und trinken Dein Wohlsein in Ananaskardinal, Du Sonntagkind. Gott schenke Dir Gesundheit und langes Leben, und wenn Du einmal ein altes Mutterchen bist, und mit dem Kopfe wackelst, wird Dir das auch noch gut stehn, wie Alles, was Du unternimmst. Nun kannst Du mir aber auch einmal schreiben, denn „*voilà la troisième fois*“, dass ich anklopfe, und Du hast noch nicht einmal gesagt: „herein“. Drum schreibe ich Dir auch nicht viel von der Ausstellung, von der diesmal gar nicht viel zu sagen ist. — — Wenn wir uns nur noch sehn vor unserer Reise nach England. Ich habe ein bisschen gruselige Freude, wenn ich daran denke. London ist gar zu gross. — Adieu, liebste Kinder, lebt wohl und verzeiht diese in Form eines Briefes zusammengelegte, und mit Adresse und Siegel versehene Stupidität. Ich bilde mir ein, der Dunst des heut zuerst geheizten Ofens macht mich so dumm. Schreibe aber und denke daran, dass Dir das gütige Geschick eine Schwägerin gegeben hat, die sich heut und immer nennt Deine

Liebende.

4*

11 ten Oktober 1838.

Felix an Fanny.

„Es freut mich, dass es Hensel im lustigen England wohlgefallen hat; bekäme unser eins nur was von den schönen Zeichnungen zu sehen, von denen die Bücher gewiss wimmeln; und ich höre, dass Ihr nächstes Jahr zusammen hinüberreiset, das ist gar vernünftig, denn Dir muss es in dem alten geliebten Rauchnest behagen, das ist gar kein Zweifel. —

Das ist so schlimm beim Entferntleben, dass nicht allein man einander entbehren muss, sondern dass auch die Umgebungen mit all ihrem Thun und Treiben so nach und nach einwirken, ohne dass man es merkt und will, und dass die in jedem anderen Ort wieder anders sind und andershin wirken. Da habt Ihr nun Eure schöne Ausstellung und ich gäbe viel darum, nur einen Vormittag einmal dort zu sein und sie zu sehen, da hier so garnichts dem Aehnliches herkommt; wieder habe ich es so recht an Seydelmann gesehen, der hier zwar viel und starken Eindruck macht, aber doch nicht so wie in Berlin, wo seine Umgebungen wieder andere sind; gestern gaben sie die Emilia Galotti und ich war zum ersten Mal im Theater, aber selbst an seinem Spiele konnte ich mich nicht recht ergötzen, weil die Andern es gar zu erbärmlich machten; ich erinnerte mich des schönen Abends, als wir es zusammen sahen, und trieb Cécile vor dem Ende fort, weil ich's nicht aushalten konnte. Nun wieder auf der anderen Seite kann er hier doch die Räuber spielen, was der König in Berlin nicht haben will, und das soll seine grösste Rolle sein; David hat mir, mit dem Buche in der Hand, eine ganze Stunde davon vorerzählt und beschrieben; ich lasse eine Anzeige in die Zeitung rücken, um eine Wiederholung zu erbitten und er hat mir's schon halb und halb zugesagt, es zu thun. Und wieder ist unser Musikwesen lustiger und lebendiger als bei Euch; wärest Du jetzt hier, wie im vorigen Jahr, es würde Dich amüsiren, wie es hergeht. Neue Klavierspieler haben sich (Gott sei's geklagt) bis Weihnachten gemeldet und freilich kuriöse darunter; nächste Woche ist ein Sängerkampf,

der wird graulich; Mm. Löwe von Berlin, Mm. Botgorschek von Dresden, Mm. Shaw von London und Mm. Novello von Mailand treffen hier zusammen und liefern die Schlacht bei Leipzig im Gewandhause. — Die Novello kommt, glaube ich, express, um der Shaw einen „Shawbernack“ zu thun (verzeih, Hensel, dass ich in Dein Fach pfusche), sie fällt aus den Wolken, hat eine Menge unfrankirte Briefe aus Italien hergeschleudert, will zwei Tage nach dem ersten Auftreten der Shaw Concert geben, dann will sie nach Russland. — —

Im ersten Shaw-Concert führen wir die Beethoven'sche Egmontmusik mit Deklamation von Seydelmann auf, ausserdem spielt der kleine Möser; mich schwitzt schon, wenn ich an den Abend denke. Professor Stenzel, Arnold Mendelssohn, Heinrich Beer, Emil Bendemann, die Frankfurter Kaufmannschaft, Mühlensfels — alles das geht hier durcheinander. — —“

Leipzig, 29sten Decbr. 1838.

Felix an Fanny.

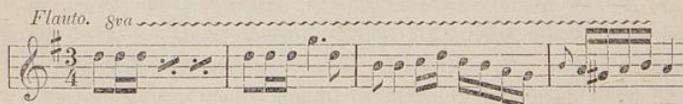
„— — Meine dritte Etude ist eigentlich nur ein Sautstück, gut oder schlecht gespielt; verzeih, dass ich Dir's geschickt habe; ich wollte Dir aber so gerne etwas schreiben und so kamen die schlechten Dinger (denn Du weisst, ich mache mir auch aus Nr. 1 und 2 nichts). Nun das Herz war schwarz dabei.

Hierbei ist auch wieder ein Brief an Mm. X. von Directions wegen. Ich will Dir sagen, lieber Talleyrand, dass ihr die Herren inliegend 60 Thlr. Honorar für das Concert bieten; das klatsche ich Dir, damit Du ihr vorkommenden Falls versichern kannst, wir könnten nicht mehr zahlen; denn vermuthlich wird sie handeln wollen, ich bin aber ein Feind davon und es ist mir angenehm, dass die Herren gleich eine Summe bestimmten, die sie sonst niemals gegeben haben, denn unsere Engländerinnen erhalten weniger; ich meine auch, man könnte damit zufrieden sein. Als ich Deinen Brief über die X. vorlas, geriethen die Herren in Enthusiasmus über sie, ich

sagte, man könne doch nicht wissen; sie aber antworteten:
„Ah!! Ihre Frau Schwester!!! —“

Thalberg hat gestern Abend Concert gegeben und mir ausserordentlich grosses Vergnügen gemacht. Sieh', dass Du ihn recht oft zu hören bekommst, denn er macht Einem wieder Lust zum Spielen und Studiren, wie alles recht Vollkommene. Solch eine Fantasie von ihm (namentlich die auf die *donna del lago*) ist eine Anhäufung der ausgesuchtesten, feinsten Effekte und eine Steigerung von Schwierigkeiten und Zierlichkeiten, dass man staunen muss. Alles so spekulirt und raffinirt, und mit solcher Sicherheit und Kenntniss und voll des allerfeinsten Geschmacks. Dabei hat der Mensch eine unglaubliche Kraft in der Faust und wieder so ausgespielt leichte Finger wie einer; wie gesagt, hör' ihn recht oft, von Virtuosenmusik kann man nichts Exquisiteres finden. Er will garnicht mehr sein, als was er ist, ein recht eklatanter Virtuose, und wer vollkommen ist, was er ist, den kann ich kaum anders wünschen. — —“

Felix an Fanny.



Das ist der Ueberbringer dieser Zeilen.

Mehr braucht' ich eigentlich gar nicht zu schreiben, denn nun erinnerst Du Dich gleich, wie Vater immer etwas vergnügter wurde, wenn man nur den Namen Drouët nannte, wie er nach Tisch dies Rondo, oder ein andres von ihm zu singen anfang, wie wir vor achtzehn Jahren Kinder waren, und ihm vorspielen mussten — und nimmst den Mann gut und lieb auf, der Dir so ein Stück Erinnerung auf einmal in's Haus bringt. Aber ich will noch hinzusetzen, dass ich von Herzen möchte, er gäbe ein recht gedrängt volles Concert in Berlin, dass ich überzeugt bin, Du kannst viel dazu thun, wenn Du ihm einmal Gelegenheit dazu verschaffst, den Leuten vorzuspielen und die Leute zu entzücken (denn das ist bei ihm eins) und ihm

diese Gelegenheit zu geben und sonst für ihn zu thun, was Du irgend Gutes kannst, darum bitte ich Dich nun herzlich. Schon um deswillen, weil er gar kein Wesen von sich macht, keinen blauen Dunst, keine grauen Zeitungsartikel und dergleichen, möchte ich, dass es ihm gelänge, „damit die Heiden erkennen, dass sie Menschen sind“, sagt König David; aber wenn Du ihn nun spielen hörst, diese unglaubliche Vollendung, diese ganz und gar durchgebildete Virtuosität, diesen entzückenden Ton und dabei diese Unfehlbarkeit und Ruhe, so weisst Du den Hauptgrund, warum ich möchte, dass es ihm in Berlin gelänge, und warum ich ihn Dir recht an's Herz lege (nur bildlich natürlich, Hensel sticht mich gleich todt).

Ich schreibe in grosser Eil', nächstens besser; für heut nur dies: nimm Drouët gut auf und denk' vergangener Zeiten und freue Dich über ihn wie ich und behalte mich ganz viel lieb.“

Felix M.

Aus einem Brief von Fanny an Klingemann, den 30sten November 1838:

„— — Meine Schwester hat ihr jüngstes Kind, 13 Monat alt, einen schönen Knaben, verloren, und selbst an nicht gefährlichen, aber so schweren Leiden, an nervösen Gesichtschmerzen darnieder gelegen, so lange, so hart, vor und nach dem Tode des Kindes, dass wir all unsern Muth zusammennehmen mussten, den Jammer nur mit anzusehen. Ich erspare Ihnen das Detail alles dessen, was wir in dieser trüben Zeit gelitten; dem Schmerz um das liebe Kind hat dies bittere, körperliche Leiden, bei dem die Aermste rasete und im Bette gehalten werden musste, auch seinen schärfsten Stachel genommen, sie ist ganz ergeben und ruhig und liebenswürdig in ihren Leiden. Auch hat ihr die Liebe der Ihrigen mannigfachen Trost bereitet; mein lieber Mann hat das Kind nach seinem Tode zweimal gezeichnet und dann in Oel gemalt. Besonders eine der Zeichnungen ist so überaus gelungen, so wunderbar ähnlich, dass ich wohl sagen kann, sie hat einen grossen Trost darin gefunden. Auf die erste Nachricht vom

Tode des Kindes (der nicht einmal eine Krankheitsnachricht voranging, denn das Kind starb nach 36 Stunden) kam Felix und blieb fünf Tage hier. Leider war sie in den Tagen grade allzu krank, um viel Genuss von seiner Gesellschaft zu haben, indess that ihr doch die Liebe unbeschreiblich wohl. Ihr armer Mann hat auch überaus viel gelitten, einen wahren Segen aber hat die Familie an Dirichlet's Mutter, einer so ausserordentlich vortrefflichen, seltenen Frau, wie mir deren nur äusserst wenige in meinem Leben vorgekommen sind.

Ihr Name ist während Felixens Hiersein gar viel zwischen uns genannt, wie er es denn zwischen meinem Mann und mir fast täglich wird. Freuen Sie sich aber nicht auf unser Kommen, ich werde Sie gewaltig in Anspruch nehmen und in London umherjagen, ich muss Alles sehn, und Sie müssen mir helfen. — Dass Sie mich für eine klug genuckte Frau (wie Walter sagt) halten, um mir keine *disappointments* zu bereiten, ist mir lieb, ich halte mich auch dafür. Wenn mir in London nichts Unangenehmeres begegnet, als dass mich die Vornehmen nicht einladen (denn das meinen Sie doch?), so will ich London dreimal segnen, darauf habe ich nie in meinem Leben Ansprüche gemacht und werde doch jetzt auf meine alten Tage nicht erst anfangen. Sie, Moscheles und Horsleys, werde ich nicht erst fragen, ob Sie mich freundlich aufnehmen, das versteht sich von selbst, damit habe ich aber auch vollständig genug und verlange keine anderen Bekanntschaften. —“

Die Vollendung des Bildes für die Herzogin von Sutherland verzögerte sich so, dass Hensels einsahen, Einiges von ihren Plänen müsse geopfert werden. So wurde denn England, wie das Jahr zuvor Italien, über Bord geworfen; Fanny begleitete Rebecka, einem in deren Krankheit gegebenen Versprechen gemäss, ins Seebad; und dann sollte endlich die lange projectirte, lange ersehnte und oft zu Wasser gewordene, italiänische Reise ausgeführt werden.

Für das Seebad war Heringsdorf ausersehn. Dies Ostseebad war damals eben erst „entdeckt“, und Fanny ging eigentlich mit Widerstreben an die Erfüllung ihres Versprechens.

Die folgenden Stellen werden zeigen, dass Heringsdorf besser war, als sein — damaliger — Ruf.

Heringsdorf, 1sten Juli 1839.

Fanny:

„Eben kommen wir aus dem ersten Bade, liebster Mann, und die Ostsee hat Nordsee gespielt und uns tüchtig zusammengepeitscht. Gestern Vormittag kamen wir hier an, in einem Wetter, wie das, worin wir von Boulogne abfahren, und trotz dieses ungünstigen Anfangs sind wir vom ersten Augenblick an ganz entzückt gewesen von der Lage von Heringsdorf. Unsre kleine Wohnung ist ganz nett, Devrient's haben sie verläumdert, um's Euch zu beweisen, namentlich Dir, liebe Mutter, damit Du nicht denkst, wir wohnen in einer Pappschachtel, oder gar wie „der Fischer un sine Fru“, will ich Euch erzählen, dass ich nach Tisch nach Swinemünde fahren werde, um womöglich ein Fortepiano und einige Möbel zu miethen, die uns viel mehr fehlen als Platz. Das wird aber nicht leicht sein, denn die Fürstin Liegnitz dreht ganz Heringsdorf um; heut kommt sie, und das Hallo von Köchen und Silberdienern und Inspectoren und andern Thoren geht schon seit gestern. Ueberhaupt hat sich unser loyales Herz auf der Reise unendlich erquickt. Auf dem Dampfboot trat man nur auf Russen, vorausreisendes Gefolge des Grossfürsten; sechs Schiffe haben sich für ihn bemüht, und in welchem Renommé die Leute dastehn, kannst Du aus dem einzigen Faktum schliessen, dass man ihr Gepäck von dem der übrigen Reisenden abgesondert hatte, um die Aufsicht zu erleichtern, „weil sie wie die Raben stehlen“, sagten die Leute. Kapitän und Steuermann und Passagiere räsonnirten ganz laut. — Ich werde Dich ernstlich bereden, auf ein Paar Tage herzukommen, denn Heringsdorf ist stupend schön und bleibt es, fürchte ich, nicht lange, denn die verfluchte Civilisation mit ihren gelben und grünen Häusern fängt schon an, überall zu spuken und die schönsten Punkte zu verderben; und das ist das besonders Schöne an unsrer Aussicht hier, dass noch gar nichts Störendes sichtbar ist. — —

Meine Swinemünder Fahrt ist erfolgreich gewesen, ein Instrument habe ich aufgetrieben, und es ist mir zu morgen versprochen, eine Kommode habe ich schon herausgeschafft, und wir sind nun auf's Beste eingerichtet. Das erste Bad ist Rebecka, Gott sei Dank, sehr gut bekommen, und nun bin ich aller Sorge los. Auf Sonntag Nachmittag habe ich G.s aus Swinemünde zum Kaffee eingeladen, B.'s werden dazu gebeten, wir machen Musik und die Fête ist fertig. Ich habe mir vorgenommen, eine mässig ausreichende Zahl von Felixens und meinen Musikstücken als Thalberg, Herz, Liszt und Bellini zu taufen, um mich bei unsern guten Gästen nicht in Misskredit zu bringen.

Was nun meinen innern Menschen betrifft, geliebter Mann, so ist er beschaffen, wie ein Jean Paul'scher Roman, humoristisch sentimental. Ich habe mir durchaus vorgenommen, die beste Laune durchzuführen; bis jetzt ist es mir gelungen, so oft ich aber an Dich denke, (und es geschieht zuweilen!) gehn mir die Augen über.“

Heringsdorf, 3ten Juli.

Rebecka.

„Es ist wirklich sehr edel, liebster Mann, dass Du vor dem Frühstück und in Deiner mir bekannten Hetze mir geschrieben hast, aber auch ohne den Brief hätte ich heut wieder Nachricht gegeben; lieber Mann, hätte ich gewusst, wie schön es hier ist, ich hätte Dir gewiss nicht abgeredet, mitzugehn, grade für Dich ist diese Gegend wie geschaffen, wie würdest Du spazieren gehn und Dich unter einen Baum legen, in irgend einer mathematischen Attitüde ins Meer hinaus sehn und die grössten Entdeckungen machen. Es ist eine zum Nachdenken geschaffene Gegend, wenn ich das sogar sage und empfinde, wie würde es Dir gehn. Nur kann ich mich der Wehmuth nicht erwehren, wenn ich das reizende, idyllisch ländliche Dorf mit seinen Strohdächern und den anspruchslos einfachen Häusern ansehe und bedenke, wie unfehlbar in einigen

Jahren die verschönernde Hand des Menschen dieses harmonische Winkelchen Erde verunstalten wird; ich sehe schon Belvederes statt Storchnestern, faule Blumengärten statt Kornfeldern und auf dem Buchenberg ein Kaffeehaus mit Regimentsmusik, besonders aber die freundlichen, fleissigen Bauern in Bettler verwandelt. Alles im Geist, denn noch ist es ein Stückchen Erde, wo nicht nur Gott die Welt, sondern auch die Bauern ihre Wohnhäuser und Aecker erschaffen haben. Du würdest entzückt sein, aber was hilft's, Du bist einmal nicht hier, sondern entfernst Dich immer mehr von uns; gestern Abend machte mich der Gedanke so traurig, dass nur der unermessliche Unsinn, den M. vorbrachte und der uns reglementswidrig bis halb elf fesselte, mich vermochte, Thränen zu lachen, anstatt zu weinen. Nun der Oktober wird auch kommen. *)“

5ten Juli 39.

Fanny.

„— Unser grösstes Ergötzen besteht hier in der Kunst; Ihr glaubt nicht, wie sehr uns die Musik beglückt. Gestern kam das Fortepiano an; nachdem es sich von seinem sauern Gang die Treppe hinauf erholt hatte, probirte ich es und schlug gleich eine Saite herunter, worauf der ganze Ton verstummte. Jetzt sitzt nun schon wenigstens anderthalb Stunden lang der Klavierstimmer daran, und je länger er stimmt, je toller es klingt. Die Saite kann er nicht aufziehen, und ich habe bemerkt, dass sie alle rostig sind, ich werde also hier mehr Saiten verzehren, als Nähnadeln. Da es übrigens einen ganzen Ton zu tief steht, so werden wir unsere Höhe im Gesang brilliren lassen. Es lebe die Kunst! Als Tisch ist das Klavier vortrefflich zu brauchen, und drittens dient es zum Bücherbrett. — Eben war ich in der andern Stube bei Beckchen, um sie zu fragen, ob wir nicht den

*) Dirichlet war auf einer Reise nach Paris begriffen, er ging halb und halb mit der Idee um, dahin überzusiedeln, die sich aber nicht realisirte.

Klavierstimmer hinausschmeissen wollten? Der Kerl hat schon zwei Saiten abgestimmt (ohne meine) und es steht jetzt schon wenigstens zwei Töne zu tief. — Morgen weiter.

Sonnabend, 6ten Juli. Wie kannibalisch M. des Morgens nach dem Bade aussieht, das steht in keiner Weltgeschichte. Wie ein Menschenfresser. Ueber einem braunen Kattunrock trägt sie ihre beliebte Kasawoika, die Aermel mit zottigem Pelz durch den Gürtel gezogen, weil sie bis jetzt uns immer damit in die Milch gestippt hat, und ich es mir endlich als Gnade ausgebeten habe, dass sie sie feststecken sollte. Die zweite Gnade aber, die ich mir ausbat, ist mir nicht zu Theil geworden, nämlich, dass sie ihr Haar aufbinden sollte, denn es gehört zu den Badegerechtigkeiten, die sie sich nicht nehmen lässt, wie ein zottiger Pudel oder ein ungekämmter Kannibale damit herumzulaufen bis Mittag. Dazu schwarze Strümpfe, und ein rother Unterrock, der bei graziösen Bewegungen zum Vorschein kommt. Den Nachmittags-Kaffee haben wir gemeinschaftlich abgeschafft, unsrer Nasen wegen, an denen man ohne Schwefelhölzchen und Feuerzeug Licht anzünden könnte. Verbrannt bin ich dabei, lieber Mann, eine Citrone ist eine Lilie gegen mich. — Unsre heutige Fête ist um ihre eigentliche *Pointe* gekommen, denn der gestrige Kantor hat das Instrument richtig in einen solchen Stand versetzt, dass es unmöglich ist, auch nur ein Lied dazu zu singen. Wir wollen nun unentmuthigt unser Heil bei einem Swinemünder Künstler versuchen, denn der gestrige war Missverstands halber aus einem nahen Dorfe.“

Heringsdorf, 17ten Juli.

Dieselbe:

„— — Wir haben ein Paar recht hübsche Parthieen gemacht; vorgestern fuhren wir nach Swinemünde und besahen die russische Fregatte. Ich hätte Dich dabei gewünscht, lieber Mann. Es ist äusserst interessant und für Dich, der Du weder

so kriegs- noch russenhassend bist, wie ich, würde auch der Eindruck nicht ein so trauriger gewesen sein, als für mich. Der erste Anblick, wenn man auf's Verdeck kommt, ist wahrhaft imposant, und wer bloss sieht, ohne sich etwas dabei zu denken, muss sich freuen und lustig werden, wie auch die meisten Leute thun. Wenn man aber überlegt, wieviel Kunst, Gelehrsamkeit, Mühe, Fleiss hier aufgewendet worden, mit welcher weiteren Mühe für Ordnung, Reinlichkeit und Regelmässigkeit auf diesem wahrhaften Kunstwerk gesorgt wird, sodass die Waffenkammer wie ein Schmuckkästchen, jede Kanone wie ein Luxusmöbel aussieht, und wenn man ferner bedenkt, wie hier die edelsten Kräfte des Menschen für einen so mörderischen und kannibalischen Zweck verwendet werden, da könnte man das Gruseln lernen, wenn man's noch nicht kann. Als nun vollends das Abendbrod anfang, wo ihrer etwa ein Dutzend um einen von der Decke herabhängenden Kessel herstehn und mit den stumpfen, slavischen Gesichtern die graue Brühe ansehen, die sie daraus fressen, — ich versichere Dich, da war mir das Weinen näher, als das Lachen! Und das sind noch nicht die Letzten der Menschen! Eine Seeschlacht ist mir immer als der Gipfel der Barbarei erschienen, und seit ich dies Kriegsschiff gesehn habe, bin ich in meiner Meinung nur bestärkt. Hochcivilisirter Barbarismus! Wie werden wir einst von einem kommenden weiseren Geschlecht gerichtet werden, welches das Faustrecht im Grossen, die Kriege, abgestellt und das Völkertribunal eingeführt hat. Dann werden noch einzelne Kriege übrig bleiben, wie jetzt einzelne Duelle, aber sie werden immer seltener und immer unmöglicher werden, und dann können die Menschen anfangen, vom Christenthum zu reden. Darum ist Ludwig Philipp mein Mann, weil er *le Napoléon de la paix* ist, und weil er die Angelegenheiten der Welt jetzt durch einen europäischen Kongress zu ordnen versuchen will, was ein grosser Gedanke ist. — Nun lachst Du mich aus mit meiner Friedenspolitik, aber ich habe doch Recht, wie alle Frauen, „der Hecht ist blau“. —

Gestern haben wir eine wilde Waldparthie gemacht, die eine Art von Parodie auf Felixens Waldfest sein

könnte.*) Statt eines bekränzten Tisches hatten wir Schinkenbutterbrod auf einem mosigen Stein, statt eines Chors von zwanzig geübten Sängern haben wir beide unsern Vorrath von zweistimmigen Liedern ausgekramt; nur der Wald selbst war keine Parodie, denn er ist so schön, wie er nur sein kann, und die Parthie war unter andern dadurch ausgezeichnet, dass zwei Herren (auf acht Damen und fünf Kinder) dabei waren. Sonntag hatten wir hier brillante Gasttafel, neunzehn Damen, sieben Kinder und drei Herren; der eine war ein jüdisches Zahnärztchen aus Berlin, der zweite ein Sohn von Böckh, der dritte eine unbekante — nicht Grösse sondern Dicke.“ —

Heringsdorf, 18ten Juli.

Rebecka an Dirichlet.

„— — Ein besonderer Reiz dieser Gegend besteht darin, dass es unmöglich ist, auch nur zehn Schritt auf ebenem Boden zu gehn, dadurch erscheint jedes Holzscheit, jeder zufällig hingeworfene Gegenstand malerisch, und jeder ohne Mühe erklommene Rasenhügel gewährt neue mannigfaltige Ansichten. Die Ostsee ist uns bitter verläumdert worden; sie ist nicht zahm, sie ist nicht farblos, sie ist in diesem Augenblick vom schönsten Dunkelblau, viel dunkler als der Himmel, sie hat auch Wellen mit weissem Schaum, die mich gehörig roth peitschen, und der erquicklichste Seewind durchweht mich eben. Ich schreibe nämlich auf dem Akazienhügel hinter unserm Hause, sehe zu meinen Füßen die Strohdächer durch die Bäume kucken, den dunkeln Wald des blauen Berges (dies ist der Name, nicht poetische Bezeichnung) im Hintergrunde, Alles von der See begränzt, es ist ein herrlicher Anblick;

*) Die „Parodie von Felixens Waldfest“ bezieht sich auf einen grade in jenen Tagen angekommenen Brief desselben mit der Beschreibung eines ihm in Frankfurt gegebenen Festes, das er seiner Mutter geschildert hatte. Felix'sche Briefe 3ten Juli 1839.

wärest Du nur hier, ihn mitzugenießen und Dich in der Tiefe Deines sonderbaren mathematischen Gemüthes daran zu erfreuen. — Gestern waren es acht Monat, dass unser liebes Kind uns genommen ward. Des Menschen Herz ist auch wie ein Grab; tief unten liegt der Schmerz, treu und fest eingegraben, und darauf grünt es, und wachsen Blumen und es wird oft aufgewühlt, und wieder neuer Schmerz dazu gethan, und wächst wieder zu, und blüht wieder, bis endlich — da steht die Weisheit stille. Man muss eben mit. Nun mein ewiger Refrain, lass mich mit Dir leben, d. h. schreibe mir fleissig wie Du lebst; verschiedener können's wohl Eheleute nicht treiben, wie Du in Paris und ich in Heringsdorf. So einförmig wie meine Briefe geht mein Leben hier seinen Gang; hätte Fanny nicht Sehnsucht nach ihrem Mann und die grosse Reise vor, wo ich sie auch noch gern bis zuletzt geniessen möchte, ich triebe nicht nur nicht fort, sondern miethete mir zur zweiten Saison eine andre Wohnung. Doch ist jetzt die schönste Zeit, wo das Korn noch steht, und das Grün noch frühlingfrisch ist.“ —

Berlin, 7ten August 39.

Dieselbe an denselben.

„— — Ich muss aber noch die letzten Heringsdorfer Tage nachholen, so müde und reise- und Kram-echauffirt ich auch bin. Nun habe ich auch solche Feier von Königs-Geburtstag mitgemacht, wie sie dutzendweise in den Zeitungen stehn, Diner, Schuljugend, „einfache Anreden“ — äusserst ledern und ennuyant, aber zauberisch reizend war die Erleuchtung Abends; die einzelnen, durch Hügel und Wald getrennten Häuschen mit Lichtern und Blumenkränzen bedeckt, der schönste Sternenhimmel, überall Gruppen vergnügter, entzückter Menschen, es war ein wundervoller Abend. Wir blieben noch lange, nachdem die Menschen sich verlaufen und ihre Lichter ausgelöscht hatten, auf dem vielbesprochenen Buchenberg, und sahen den Mond über dem Meere aufgehen, und — bewundere uns — den andern Morgen um halb vier

waren wir schon wieder da, die Sonne aufgehen zu sehn. Sonntag Abends waren nach langer Meeresstille endlich wieder heftige Wellen, denen konnte ich nicht widerstehn, und ging mit Antonie vom Thee fort, wir warfen uns in's Wasser, liessen uns einige Wellen über den Kopf stürmen, und gingen dann mit hängenden Haaren wieder zu unserm Thee.

In Stettin hatten wir in den drei Stunden zwischen Packen und Essen durch noch soviel Zeit, einen recht unartigen Reise-streich zu begehn; wärest Du dabei gewesen, ich hätte tüchtige Schelte bekommen, da ich es aber gethan habe, muss ich's auch beichten. Unserm Fenster gegenüber erscholl nämlich eine wunderschöne Tenorstimme, Fanny und ich gingen ans Fenster und horchten; als er fertig war, meinte ich, es wäre doch billig, dass wir dem guten Tenor auch was zu hören gäben, und wir sangen zum Fenster hinaus ein zweistimmiges Lied, wir haben nämlich in Heringsdorf sehr viel gesungen und sind sehr eingeübt. Da füllten sich die Fenster gegenüber, wir wurden sehr applaudirt, und unser Tenor fing wieder an zu singen; unterdessen waren aber die Pferde gekommen, und wir hörten das Ende nicht mehr, am Ende singt er noch.

Ich sage nichts, wie mir's zu Muthe war in Deiner leeren Stube, und bei meinen lieben Bildern, aber Du wirst Dir es vorstellen können. Nun, es muss Alles getragen, Alles verschmerzt sein, über Leid und Freud geht die Zeit unbarmherzig hin. Wenigstens ist uns diese Reise gelungen, ich glaubte gar nicht mehr, dass so was möglich wäre.“ —
